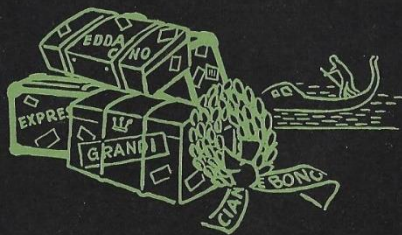


FRANK HELLER

# AUSZUG DER GLADIATOREN

AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN 1939/43



EUROPA VERLAG ZÜRICH/NEW YORK

IGNAZIO SILONE

## **Die Schule der Diktatoren**

Dieses Buch gräbt den Quellen nach, die den Abfall der Massen von den Idealen der Freiheit und Demokratie sowie die zeitweilige Überlegenheit der Diktaturparteien ermöglicht haben.

Die Technik der Diktaturen, die Charakterzüge ihrer Aspiranten und die gefährliche Ideologie des Faschismus wurden wohl nie glänzender, klarer und ironischer dargestellt als hier. « Die Schule der Diktatoren » ist eine heissherzige Schule der Freiheit — geschrieben von einem Dichter, der auch als Politiker das Brot und den Wein der Demokratie den verführerischsten Lockspeisen der Diktaturstaaten vorzieht.

*Luzerner Tagblatt.*

Das Buch Silones ist ungemein geschickt und anregend geschrieben und gibt überraschende Einsichten in das Wesen unserer heutigen Krisis und ihrer diktatorischen Nutzniesser, sodass das Buch in der Tat ein Lehrbuch, aber ein witziges, amüsanter Buch der Ideen und Geschehnisse unserer Zeit darstellt.

*Vaterland, Luzern.*

Die Ironie und die Technik des Dialogs sind so lebendig, dass man dieses Werk lesen muss, weil es nicht nur eine Schule der Diktatoren, sondern weit mehr noch eine heilsame Schule für selbständige Staatsbürger ist.

*St. Galler Tagblatt.*

324 Seiten, Leinen Fr. 9.—, kart. Fr. 7.—

---

EUROPA VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

---

### *Auszug der Gladiatoren*

ist die Geschichte vom Sturz der faschistischen Macht. Der international bekannte Schriftsteller Frank Heller war bis vor wenigen Monaten als schwedischer Journalist in Rom und er hat während der letzten Jahre, sichtbar fasziniert, an Ort und Stelle das phantastische politische Spiel um Italiens Kriegseintritt und den beklemmenden Weg bis zum Austritt verfolgt. In seinem Buch gibt Heller in raschen Zügen ein durch vielseitige Beobachtung begründetes Bild des Zustandes und der Stimmung in Italien vom Herbst 1939, als kein Italiener — kaum Mussolini selbst — an einen solchen Wahnsinn glaubte, das Land vom Frieden in ein auf die Dauer äusserst riskantes Kriegsabenteuer zu stürzen, — bis zu diesem Sommer 1943, als die Katastrophe über das Land hereinbrach und die verantwortlichen Führer in der Versenkung verschwanden. Dazwischen zeichnet der Autor brillante Porträts leitender Persönlichkeiten und gibt so ein einzigartiges Bild des Hintergrundes der dramatischen Entwicklung in Italien, Griechenland und Afrika. « Auszug der Gladiatoren » ist eine der bestgeschriebenen Auslandsreportagen, die man je lesen kann. Es sind hervorragende politische Analysen, bezaubernde Alltagsschilderungen, lustige Gespräche und geistreiche Anekdoten, in einem so flüssigen und lebendigen Stil geschrieben, wie nur Frank Heller ihn zustande bringt, in welchem man auch den tiefen Ernst verspürt, der von einer langen und treuen Liebe zu Italien herrührt.

EUROPA VERLAG ZÜRICH

HAROLD BUTLER

### **Der verlorene Friede**

Leinen Fr. 10.—, kart. Fr. 8.—

Der ehemalige Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf zeigt hier, was zwischen 1918 und 1939 die schlimmsten Fehler waren und zieht die Folgerungen für die Gestaltung des künftigen Friedens.

Dieses Buch ist von einem erfahrenen Praktiker des internationalen politischen Lebens geschrieben worden, der durch fast alle Länder Europas, Afrikas, Asiens und Amerikas reiste. « Der verlorene Friede » ist ein Werk von ausserordentlicher Autorität und Offenheit, denkbar schlicht und unprätentiös.

VICTOR VINDE

### **Amerika**

Leinen Fr. 11.—, kart. Fr. 9.—

Vinde ist mitten in der Zeit der umfassenden Umstellung Amerikas auf den Krieg dorthin gekommen. Er versteht als ausgezeichnete Reporter, die amerikanische Gegenwart unter denjenigen Gesichtspunkten zu gliedern und zusammenzufassen, die uns hier heute interessieren können.

*Basler Nachrichten.*

Nicht alle Auslandskorrespondenten sind Engländer, Amerikaner oder Russen. Auch Schweden hat einige und auf jeden Fall einen mit Format und Talent — Victor Vinde — Schwedens Fliegender Reporter Nr. 1, rasch, treffsicher und empfindlich wie ein Seismograph wenn es sich darum handelt zu registrieren und wissenschaftlich exakt zu formulieren.

*Folket i Bild, Stockholm.*

EUROPA VERLAG ZÜRICH

Aus dem Schwedischen übersetzt von Jens Andersen  
Erschienen 1943 in Albert Bonniers Förlag Stockholm unter  
dem Titel *Gladiatorernas uttagsmarsch*

Alle Rechte in deutscher Sprache vorbehalten.  
Copyright 1944 by Europa Verlag A. G. Zürich.  
Schutzumschlag: Rolf Bangerter  
Druck: Héliographia S. A., Lausanne.  
Printed in Switzerland.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## ANMERKUNG

Die Angaben in diesem Buche stammen alle aus Quellen, die ich mit gutem Grunde als durchaus zuverlässig ansehen muss.

Dass ich gerade jetzt keine Namen nennen kann, wird man vielleicht verstehen.

*Frank Heller*

## I

Es war Mitte Oktober 1939. Der Express Berlin-Rom hielt am Brennerpass. Die Föhren rauschten in der Mittagshitze auf diesem niedrigsten Alpenpass, über den Cimbern, Langobarden, Goten und viele andere wilde Stämme nach Italien hineingeströmt waren, um das Land für eine Zeitlang in Besitz zu nehmen und danach mehr oder weniger langsam von der wunderbar rezeptiven italienischen Volksmasse aufgesogen zu werden.

Der Zug führte eine Reisegesellschaft aus dem hohen Norden mit, späte Nachfolger der Cimbern und Langobarden – und ich befand mich in dieser Gesellschaft. Obgleich ich viele Jahre auf eigene Faust durch Europa gereist bin, hatte ich diese bequeme Art, nach einem mir bekannten Lande zu fahren, gewählt. Denn sechs Wochen vorher war der zweite Weltkrieg ausgebrochen, und ich wusste von früher her, was es heisst, in einem kriegführenden Lande zu reisen. Die Fahrt durch Deutschland war jedoch eine Überraschung gewesen. Abgesehen von der Verdunkelung hatte die kleine nordische Gesellschaft sich über keine Unannehmlichkeiten beklagen können. In dem verdunkelten Berlin wa-

ren wir dank der neuen Untergrundbahn schnell und bequem vom Stettiner Bahnhof nach dem Anhalter Bahnhof gekommen, Gepäckträger waren zur Stelle, die sich unserer Bagage annahmen, wir hatten Bier getrunken im Anhalter Bahnhof und im Bahnhof in München hatten wir Morgenkaffee mit Brot und Butter in durchaus zureichenden Mengen bekommen. Aber dafür schwiegen auch die Kanonen an der Front, mit Ausnahme von hin und wieder auftretendem Grollen, das man auf keiner Seite ernst zu nehmen schien. Ein abgestürzter französischer Flieger war gerade von den Deutschen mit allen militärischen Ehren beerdigt worden, und die Flieger, welche jede Nacht von Westen nach Deutschland hinüberkamen, warfen keine Bomben ab – sondern nur Flugblätter. Von den französischen Truppen am oberen Rhein behauptete man, dass sie auf grosse Plakate geschrieben hatten «Nous ne tirerons pas», worauf die Deutschen geantwortet haben sollen «Wir werden auch nicht schiessen».

Sieh, das ist ein wunderlicher Krieg! hätte der alte Märchendichter H. C. Andersen schreiben können.

Sollte die Fortsetzung ebenso werden wie der Anfang?

Keiner wagte es wohl zu hoffen.

Und wie sollte es werden, wenn der Krieg wirklich losbrechen würde? Eigentlich konnte dies sich niemand vorstellen. 1914 war Deutschland sowohl im Osten wie im Westen engagiert. Nun war es durch ein geschicktes Manöver den Westmächten zuvorgekommen, die Kontakt im Osten suchten. Deutschland brachte einen Neutralitäts- und Konsultationspakt mit Moskau zuwege und brauchte nur an die Westfront zu denken. Aber konnte es selbst dort gegen den enormen Druck zweier Weltmächte wie England

und Frankreich standhalten? Durch dreihundert Jahre hatte England ja bewiesen, dass es allen feindlichen Kombinationen trotzen konnte. Es war das unverrückbare Ziel gewesen, an dem alle anstürmenden Kräfte zerschellten. Deutschland wieder glaubte seit 1870 die Kraft zu sein, die alles niederschlagen kann. Wie soll es gehen, wenn eine unwiderstehliche Kraft einem unverrückbaren Ziel gegenübersteht? Es soll Leute geben, die im Irrenhaus sitzen, nur weil sie versucht haben, dieses Rätsel zu lösen. Aber seit Anfang September 1939 war die ganze Welt damit beschäftigt, gerade über dieses Problem nachzugrübeln.

In der Gleichung steckte jedoch eine extra Unbekannte, nämlich Italien. Seit drei Jahren hatte eine Annäherung zwischen Deutschland und diesem Lande stattgefunden. Seit etwas weniger als einem halben Jahr waren die beiden Länder in einem «Stahlpakt» vereinigt. Wieviel bedeutete er in Wirklichkeit? War er etwas anderes als ein Schreckschuss, um Unbefugte fernzuhalten? War nicht Italien ausserstande, nach der Eroberung von Abessinien und der Teilnahme am spanischen Bürgerkrieg einen Krieg zu führen?

Das alles waren Fragen, auf die man eine Antwort vermisste.

Ich will nicht sagen, dass ich ausschliesslich nach Italien reiste, um diese Rätsel zu lösen. Ich reiste dorthin, um noch einen Winter in der wunderbaren italienischen Sonne zuzubringen. Und ich reiste dorthin, um den «merkwürdigen» Krieg von einem anderen als dem nordischen Gesichtspunkt aus zu sehen.

Deshalb befand ich mich an diesem goldenen Herbsttag am Brennerpass und sah weisse Wolken über die dunkeln Föhrenwälder ziehen, während zwiefache Wasser die Abhänge hinabstürz-



ten – teils nach Deutschland, teils nach Italien.

War der Brennerpass, der so viele kriegerische Unternehmungen gesehen hatte, dazu bestimmt, eine Wasserscheide in der Geschichte zu werden?

Das war noch eine letzte Frage zu all den anderen, auf welche die Zeit Antwort geben sollte.

Nun gab der Stationsvorsteher das Abfahrtsignal, und wir sausten ab nach Süden, nach Venedig.

Meine eigene Einstellung gegenüber Italien verdient vielleicht berührt zu werden.

Sie war ein Produkt aus zwei Faktoren. Teils war ich zum ersten Male in dieses Land gekommen im Herbst 1919, gleich nach Schluss des ersten Weltkrieges, teils habe ich später gut und gern fünfzehn Jahre in Frankreich gelebt. Wie wohl die meisten Menschen war ich vom ersten Augenblick an wild verliebt in Italien, gefesselt von der geistigen und sinnlichen Verzauberung, die es ausstrahlt. Ich wurde nicht müde, durch diese Gegenden zu fahren, die dreitausend Jahre Geschichte gesehen haben und doch gleichzeitig ein irdisches Paradies sind, mit goldenen Früchten unter einem ewig blauen Himmel. Was barg nicht dieses Land an Schönheitswerten von der Hand der Natur und welche Werte hatte es nicht selbst geschaffen! Dessen Reichtümer erstreckten sich von den Kanälen Venedigs bis zu den prächtigen Palästen in Florenz, von den antiken Denkmälern und frommen Tempeln Roms bis nach Neapels theatralischer Schönheit und Siziliens halb afrikanischer Atmosphäre. Aber nicht nur diese äussere Pracht fesselte mich, nein, mindestens ebenso sehr der Charakter des Vol-

kes, diese Mischung von Herzengüte, Phantasie und Intelligenz. Gibt es etwas Schöneres als ein Volk, welches Kinder, Blumen und Musik liebt? Ich war von Italien verhext, besessen.

Aber ich war in einer unruhigen und enttäuschungsreichen Zeit in das Land gekommen. Das Volk wachte gerade auf nach dreieinhalb Jahren Kriegsrausch und prüfte seinen Lohn für sein Blut, seinen Schweiß und seine Tränen. Aber der Lohn war unbedeutend. Er bestand aus einer einverleibten Provinz im Norden, die zwar eine gewisse strategische Sicherheit bot, als Entgelt aber ein Minderheitenproblem mit gefährlichen Möglichkeiten mit sich führte, aus einem Küstenstreifen und einigen Inseln im Adriatischen Meer – und im Übrigen nichts. Keine Kolonien, obgleich die Protokolle in London, welche Italien zur Kriegsteilnahme auf der Seite der Entente brachten, solche stipulierten, um den Bevölkerungsdruck im Mutterlande zu lockern. Dagegen eine halbe Million Toter, eine Unzahl von Invaliden und ein überbelasteter Staatshaushalt, dessen nächste Auswirkung war, dass die Lira jeden Tag weiter fiel.

Nein, es war nicht viel als Lohn für zweiundvierzig Monate blutiger Anstrengungen. Man fühlte sich nicht nur enttäuscht, man fühlte sich an der Nase geführt. Über die Achsel angesehen von diesen Westmächten, die so viel in den Londoner Protokollen versprochen und so wenig in Versailles gehalten hatten! So wenig, dass die italienischen Delegierten voll Zorn die Konferenz verlassen hatten – ohne dass es eine Wirkung hatte. Danach hatte d'Annunzio seine romantische Expedition nach Fiume unternommen, um wenigstens dieses Stückchen Erde für Italien zu retten. Aber

sein Feldzug hatte allzu sehr einem Operettenkrieg geglichen. Man lachte über ihn, so wie man über Salandra und Sonnino gelacht hatte, als sie die Konferenz in Versailles verliessen – so wie man immer über Italien gelacht hat! a On nous a toujours traités en domestiques!» Man hat uns immer wie Diener behandelt! Das war einer der vielen bitteren Ausdrücke, die ich damals hörte.

Ich blieb mit Unterbrechung drei Jahre in Italien, von 1919 bis 1922. Während dieser Zeit rasselte die Lira langsam aber sicher abwärts. Ebenso langsam und ebenso sicher verbreitete sich eine Desorganisation im Lande, besonders seit Amerika mit einer neuen Geste das Tor geschlossen hatte für die italienische Einwanderung, die bis dahin das Land um vierhunderttausend Menschen jährlich erleichtert hatte. Regierungen und Streiks lösten einander ab, Fabriken wurden besetzt, Züge wurden gestoppt. «Oggi c'è sciopero!» Heute wird gestreikt! verkündete freudestrahlend die Bedienung in den Hotels und ging. Jeder Tag oder wenigstens jede Woche brachte neue Übergriffe. Es wäre falsch zu sagen, dass sie alle von den Linksparteien ausgingen, ein Teil soll seinen Ursprung bei den Rechtsparteien gehabt haben. Aber das bedeutete in der Praxis sehr wenig. Was jedoch schlimmer war, das italienische Lächeln begann zu verschwinden und wurde zu einem höhnischen Grinsen, zu einer gehässigen Grimasse. Schüsse knallten, Blut floss. Männer aus Osteuropa mit prominenten Profilen betrieben unterirdische Wühlarbeit in einem Umfange, wie man ihn kaum ahnen konnte, desto mehr aber fürchten musste.

Danach kam ein Umschlag. Junge Männer mit flammenden Augen und schwarzen Hemden zogen in immer grösseren Kohorten

durch die Strassen, indem sie ein Lied zur Verherrlichung der Jugend und des Mutes sangen: «giovinezza, giovinezza», ein altes Studentenlied. Man sagte, dass sie Faschisten genannt würden und dass sie es seien, die das Land retten sollten. Viele zuckten verächtlich die Achseln, wenn sie so etwas hörten, andere glaubten daran.

Am 28. Oktober 1922 übernahmen die Faschisten die Macht und bildeten eine Regierung.

Während der folgenden Jahre lebte ich so gut wie ununterbrochen in einem romanischen Land, welches, im Gegensatz zu Italien, mit allen Vorrechten und Attributen aus dem Weltkrieg hervorgegangen war, die von jeher dem Sieger zukommen: eine befestigte Position, eroberte Gebiete, viele Freunde und Bundesgenossen. War Frankreich darum ein glückliches Land? Das hätte man ja glauben können, aber dann waren es eigentümliche Äusserungen des Glücks, die hier zu Tage traten. Das Land westlich der Alpen war ebenso voller Unzufriedenheit wie das Land östlich der Alpen. Es war unzufrieden mit den Besiegten, die nicht die Kriegskosten bezahlen wollten, es war unzufrieden mit den Faustpfändern, die es bekommen hatte, es war unzufrieden mit seinen ehemaligen Alliierten. Was wurde aus dem englischamerikanischen Vertrag, der Frankreichs Sicherheit für alle Zukunft garantiert haben sollte? Er blieb aus – ebenso wie die Zahlungen des besiegten Feindes. Das französische Volk war gezwungen, als Sicherheit eine fast ebenso grosse Armee aufrechtzuerhalten wie während des Krieges. Und als es seine rechtmässigen Forderungen eintreiben wollte, wie in der Ruhr, da hatte es seine ehemaligen Alliierten gegen sich. Währenddessen sank auch der Franc immer

tiefer, zwar nicht im selben Tempo wie die Lira, aber ebenso unbittlich. «Le bas de laine» war in Gefahr! Unter dem Einfluss all dieser Enttäuschungen veränderte sich langsam der Nationalcharakter. Man vergass die Höflichkeit und wurde zanksüchtig, oder man warf alle Prinzipien «au-dessus de tous les moulins» und gab sich wilden Spekulationen, wilden Orgien und wilden Perversitäten hin. Die Literatur, welche wenigstens durch ihre Verkaufsziffern den Zug der Zeit widerspiegelt, gab ein ziemlich abschreckendes Bild von den Zuständen in dem siegreichen Lande: es gab freilich eine ernste Literatur, aber kaum einen best-seller, der von gesunden Menschen handelte. Die meisten dieser grossen Schlager waren romantisierte Schilderungen von Fällen aus Krafft-Ebing's psychopathia sexualis oder Beschreibungen aus dem Leben des Abschaums, von weissem Sklavenhandel oder dunklen Löchern auf dem Montmartre. Der tonangebendste unter den männlichen Schriftstellern schilderte seinen Weltschmerz, der ihn dazu trieb, Trost in den Armen eines Araberjungen zu suchen. Die am meisten bewunderte unter den weiblichen Autoren besang die Liebe einer alternden Kokotte zu einem Zuhälter. Die populäre Literatur konnte man konzentriert ausdrücken mit einem Satz aus einem Montmartrecafé: «Un homme avec une femme – comme c'est dégoûtant!»

Für mich nahm dieses Frankreich, das ich von meiner frühesten Jugend an bewundert hatte, mehr und mehr die Gestalt eines Stücks Radium an, das nach einer Reihe von Emanationen und einem Zerfall im Begriff ist, in das grösste aller Metalle verwandelt zu werden, in Blei.

Was geschah währenddessen auf der anderen Seite der Grenze, in Italien?

Es war nicht leicht zu wissen, was man glauben sollte. Die Zeitungen draussen in der Welt hatten zwei Einstellungen gegenüber dem neuen italienischen Regime: entweder griffen sie es hemmungslos an oder sie machten es lächerlich. Sie klagten es der Unterdrückung der Denkfreiheit an. Wenn man aber in einem Lande lebte, wo die uneingeschränkte Denkfreiheit sich so äusserte wie in Frankreich, dann konnte man nur schwer von Zorn ergriffen werden über eine Regulierung dieser Freiheit. In Italien, sagten die Zeitungen, müsse die Presse auf Befehl das schreiben, was den Machthabern passe. Aber in Frankreich gab es kaum ein Presseorgan, das nicht ungefähr alles Mögliche schrieb gegen Bezahlung von irgendeinem x-beliebigen. In Italien könne man unmöglich hochkommen, wenn man nicht in der Partei wäre. Aber in Frankreich war es ebenso unmöglich weiterzukommen, wenn man keine politischen Verbindungen hatte. In Italien, sagten die Zeitungen, hätte die herrschende Partei ihre Position einzig und allein Gewalt und Übergriffen zu verdanken. Aber wie kamen die Parteien in Frankreich an die Macht? Ich erlebte verschiedene französische Wahlkampagnen, und sie boten wahrhaftig kein erbauliches Schauspiel. Die eigentlichen Wahltreiber waren Besitzer von Kneipen, Tabaksläden und noch schlimmeren Stellen. (Solche gab es in jeder Stadt in reichlichen Mengen. Sie annoncierten sogar ihren Betrieb auf den Kinovorhängen.) Mit Wein, Tabak und anderen Genussmitteln sorgten diese Wahltreiber dafür, dass das gallische Volk an die rechten Wahlurnen ging, ohne dass der Parlamentskandidat ihnen die Hände zu drücken brauchte – wie in der Antike. Das besorgten sie selbst! Und wenn das Resultat, wie es

oft geschah, im ersten Wahlgang unentschieden war – was wurden dann nicht für Verhandlungen hinter den Kulissen geführt, welche schmutzige Kombinationen wurden da nicht konstruiert, um das Bestmögliche aus der Chance herauszupressen! Aber was waren diese Kombinationen gegen die wirklich grossen Geschäfte im Palais Bourbon, wenn die Gewählten endlich ihren Platz im Halbkreis eingenommen hatten? Wer sich über die französische Politik in diesem Punkte Illusionen gemacht hat, dem wurden sie für immer genommen während des Staviskyskandals und seinen Nachwirkungen.

Nein, ich konnte beim besten Willen nicht einsehen, dass das parlamentarische System, wie man es westlich der Alpen betrieb, sich brüsten durfte gegenüber der nicht-parlamentarischen Regierungsform auf der östlichen Seite der selben Berge. Dagegen wunderte ich mich jedesmal, wenn ich Italien passierte, in diesem Lande, das nun zehn, zwölf, vierzehn Jahre unter dem faschistischen Joch geseufzt hatte, immer noch gutmütige, hilfsbereite, freundliche Menschen zu finden – ein Geschlecht, das im Laufe der Jahre auf der anderen Seite der Alpen immer seltener wurde. Die Italiener waren weniger reich als ihre lateinischen Vettern – aber sie waren mindestens ebenso fleissig und weit mehr religiös. Und trotz der grossen Unfreiheit im Denken hatten sie keineswegs die gute Laune verloren, wie sie einst in Boccaccios Decamerone so glänzend zum Ausdruck kam. Sie erzählten ohne Furcht ziemlich giftige Geschichten über ihre neuen Regenten. Ihre Einstellung diesen gegenüber war schwer definierbar. Sie betrachteten sie mit einer gewissen nachsichtigen Toleranz, ohne Widerwillen, aber auch ohne Abgötterei. Durch dreitausend Jahre hatten sie allzu



viele Regierungen kommen und gehen sehen, als dass ihnen eine bestimmte Regierungsform hätte imponieren können. Vor sehr, sehr langer Zeit hatten sie an die römische Republik geglaubt. Danach hatten sie eine Zeitlang eine göttliche Verehrung für Cäsar Augustus und seine Nachfolger gezeigt. Danach waren die gewalttätigen Männer aus dem Norden gekommen, und sie hatten ihre Köpfe gebeugt vor ihnen. Darauf hatte die Kirche den nordischen Einbrechern die Macht entrissen und die Männer langsam aber sicher gezähmt. Und so hatten die Italiener ihr Knie gebeugt vor Gottes Statthalter auf Erden – bis auch die Päpste sich als ziemlich weltliche Herrscher mit sehr irdischen Zielen entpuppten. Andere Gewalttätige tauchten auf, einheimische und ausländische, sie besiegten einander, sie eroberten Provinzen, erlegten Steuern auf, hoben Soldaten aus und verheerten und verbrannten, ohne dass alles ein Ende zu nehmen schien. Die meisten dieser Eroberer waren Ausländer. Und es ist nun einmal so: man erträgt leichter ein einheimisches als ein ausländisches Joch. Darum hatten die Italiener mit Freuden eine Bewegung begrüsst, die sich «II Risorgimento» nannte, und auch ein gewisses Herrschergeschlecht, das Haus Savoyen, das sie endlich, nach fast zweitausendjähriger Fremdherrschaft, zu Herren im eigenen Hause machte. Sie hatten auch eine ausländische Erfindung akzeptiert, die sich Parlamentarismus nannte, sie hatten Abgeordnete gewählt und endlose Rapporte über die Verhandlungen auf dem Monte Citorio in Rom gelesen, wo man sich stritt um Etatanschläge und Gesetzgebungen. Aber allmählich zeigte es sich, dass die bewilligten Gelder die eigentümliche Angewohnheit hatten, in den Ta-

schen anderer zu landen als derer, für die sie bestimmt waren, und dass die Gesetze weniger erlassen wurden mit Rücksicht auf das Wohl des Landes, als für fremde Interessen... Den letzten Beweis hierfür hatte man bekommen durch die Kriegserklärung 1915 und die Folgerscheinungen. Als sich daher eine neue Schar Männer mit schwarzen Hemden offenbarte und eine schnelle Heilung von allen parlamentarischen Krankheiten versprach, zuckte man die Schultern und liess sie gewähren. Vielleicht glaubte man nicht besonders stark an ihre Patentmedizin, aber auf alle Fälle würden sie wohl nicht schlimmer werden als die anderen!

In einem Lande wie Italien lässt man sich nicht so leicht von politischen Schlagwörtern blenden. Man zuckt die Achseln und fügt sich. «Plus ça change, plus c'est la même chose.» Aber eine solche Einstellung kann gefährliche Überraschungen mit sich führen. Man ist geneigt, die arme Witwe in Syrakus zu vergessen, die täglich eine Kupfermünze für das Leben Dions opferte. Dion war nicht etwa ein guter Tyrann und auch nicht besonders volkstümlich, und das wusste er. Darum war er gerührt, als er von der Geste der Alten hörte und liess sie zu sich rufen. «Warum opferst du jeden Tag eine Kupfermünze für mein Wohlbefinden?» fragte er. Und die Alte antwortete: «Weil ich fürchte, dass wir nach dir einen Tyrannen bekommen, der noch schlimmer ist!»

Es ist die Frage, ob dies nicht die Summe aller politischen Weisheit ist. Jedenfalls in den Mittelmeerländern.

Die Lagunenstadt hatte sich kaum verändert, als wir an diesem Oktoberabend 1939 ankamen. Das elektrische Licht flammte auf der Piazza San Marco, und gegenüber dem Floriancafé spielte die Musik. In den Hotels wurde viel englisch gesprochen. Nach dem Kriegsausbruch nahmen Engländer, die nach Ägypten und Indien wollten, lieber den Weg über Italien. Ununterbrochen gingen Schiffe von Genua und Triest nach diesen Ländern, Schiffe, die nicht riskierten, von den Deutschen torpediert zu werden. Weder die Hotelbesitzer noch die Reeder hatten etwas gegen diesen «merkwürdigen Krieg» einzuwenden, solange er ihnen solche Verdienste verschaffte.

«Wenn Mussolini uns vom Krieg fernhält, wird man ihm eine Kirche bauen, so gross wie die Santa Maria della Salute», sagte mir ein Beamter in der Touristengesellschaft. «Sie wissen wohl, dass man Santa Maria baute zum Dank für die Rettung Venedigs vor der Pest. Was ist gefährlicher? Krieg oder Pest?»

Ich reiste weiter durch Italien. In allen Orten suchte ich alte Bekannte auf, um auf die Frage Antwort zu bekommen: Was wird Italien tun?

Einer meiner Freunde, ein ehemaliger Bürgermeister auf einer sehr bekannten Insel, sagte: «Es ist möglich, dass wir kämpfen werden. Aber unter keinen Umständen werden wir an Deutschlands Seite kämpfen.»

«Aber es gibt doch so etwas wie einen Stahlpakt?»

«Che cosa è un patto? Was ist ein Pakt? Wenn man sich verheiratet, schliesst man auch einen Pakt ab. Haben Sie nie von einer Ehescheidung gehört?»

«Das ist doch sehr schwierig in katholischen Ländern!»

«Nicht, wenn der eine Partner kein Katholik ist!»

Ein anderer Freund erzählte mir Folgendes:

«England und Frankreich sind bereit, alles für uns zu tun! Sie wissen, dass Italien sich besonders darüber aufgeregt hat, dass man die Passage durch den Suezkanal in Goldvaluta bezahlen muss. Auf so und so viele Tonnen so und so viele Goldfrancs! Und das neue Imperium in Abessinien führt grosse Transporte mit sich! Ebene – wir brauchen nicht länger in Gold zu bezahlen, wir dürfen in Papiervaluta bezahlen, ja, mit Schecks, behauptet man. Das beweist, wozu man bereit ist, um uns vom Krieg fernzuhalten!»

Ein dritter Freund erklärte:

«Ich kann Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Unsere Fabriken liefern Waffen an Frankreich. Das ist ganz sicher! Sie werden also verstehen, dass wir auf alle Fälle nicht mitgehen gegen Frankreich und England.»

In Rom traf ich noch einen alten Freund, einen äusserst begabten Presseemann, der nie richtig hochgekommen war, weil er nicht zur Partei gehörte. Er verbarg nicht seine Verbitterung gegen Mussolini und den Faschismus. Ich hörte ihn geduldig an, aber ich führte das meiste auf seine Enttäuschung zurück.

«Du findest also nicht», sagte ich, «dass Mussolini etwas fürs Volk getan hat? Ich weiss, dass man unter den wohlhabenden Klassen sehr unzufrieden mit ihm ist, weil er ihnen zu hohe Steuern auferlegt. Aber ist er nicht beliebt bei der grossen Masse?»

T. zuckte die Achseln.

«Er ist und bleibt, was er immer gewesen ist – ein sozialistischer Agitator. Ich sollte vielleicht nur sagen Agitator, denn wofür er agitiert, ist ihm im Grunde genommen total gleichgültig. Aber eins hat er gelernt: so zur Menge zu sprechen, dass sie ihn begreift. Du als Ausländer findest wahrscheinlich seine Reden unmöglich, ich als Italiener finde, dass sie stilistisch schlecht sind. Aber die grosse Masse liebt sie, genau wie sie sentimentale Lieder und grobe Scherze liebt. Der Krieg in Abessinien war nicht populär. Ich hörte Männer aus dem Volke rufen: ‚È la sua guerra!‘ Es ist sein Krieg, nicht unser! Aber trotzdem fing er die Masse mit einer Phrase. Er rief im Radio: ‚Italien, grosses proletarisches Italien!‘ Das packte das Volk. Sie wussten, dass sie im Vergleich mit Völkern anderer Länder Proletarier waren. Die Kritik schwieg, man knurrte nicht länger. Denn Mussolini hatte natürlich recht. Wir sind eine Proletariernation. Aber werden wir reicher nach seinem Rezept? Das bezweifle ich!»

«Aber er hat doch auch eine Menge getan und nicht nur Reden gehalten?»

«Bene! Er hat die pontinischen Sümpfe trockengelegt. Er hat, la battaglia del grano’, die Weizenschlacht, gewonnen. Italien ist Selbstversorger – oder doch beinahe – wo es um Brot geht. Benone! Er bricht ab und baut auf, bricht ab und baut auf, um Arbeit zu schaffen. Aber sieh dir die Resultate dieser Bauerei an!

Sieh diese Via dell'Impero, wo wir gerade stehen. War nicht das Kolosseum früher viel schöner, bevor Mussolini alle Viertel rund um die Kaiserfora abriß? Und wie denkst du über die Halle im Stil der neuen Sachlichkeit, oberhalb des Ara Pacis? Rom war viel schöner unter den Päpsten, bevor man alle Ruinen ausgrub!»

«Du ziehst also Romantik und Schmutz der Hygiene und breiten Esplanaden vor?» sagte ich. «Auch ein Standpunkt.»

«Du vergisst eins: Hygiene hängt vom Geld ab. Wenn das Volk kaum so viel verdient, um das Allernotwendigste kaufen zu können, dann kannst du so viele hypermoderne Paläste bauen wie du willst. Nach kurzer Zeit werden sie völlig verschmutzt sein.»

«Aber er hat doch die Sozialversicherungen eingeführt, die den Arbeitern Sicherheit geben, wenn sie krank oder alt werden.»

«Sage nur nichts über die Versicherungen, lieber Freund! Die Arbeiter fassen sie nur als eine Extrasteuer auf. Und so ist es auch im Grunde genommen!»

Ich schwieg. Persönlich habe ich nie viel übrig gehabt für das Versicherungssystem. Es kommt mir vor wie eine Lotterie, in der man nur gewinnt, wenn man auf der Stelle stirbt.

«Eins muss man ihm allerdings zu gute rechnen», rief T. mit flammenden Augen.

«Er hat uns noch nicht in den neuen Krieg gestürzt und es sieht auch nicht danach aus, als ob er es tun will! Sollte er es aber tun» – T. bekreuzigte sich zweimal – «dann wird er sehen, dass ich recht habe: Der Faschismus ist eine Friedensware und kein Kriegsgut. Autarchia! Eine autarkische Ware, die bei der ersten Belastung platzt!»

Er sah hinauf zum Balkon des Palazzo Venezia, wo hinter dem linken Fenster Mussolinis Arbeitszimmer lag.

«Was haben nicht wir Journalisten für ihn bedeutet?» sagte er mit einer Grimasse.

«Wir glaubten an ihn, und was war der Lohn für unsere Arbeit? Was ist aus ihm geworden? Ein Diktator wie all die anderen! Sieh ihn dir an, wenn er sich dem Volke zeigt! Wie sieht er aus? Wie ein Pfau, ein tanzender Pfau!»

«Tja, was das anbelangt, wie sieht Daladier aus? Er möchte ja einem Stier gleichen, aber tut er es? Und Chamberlain? In England habe ich gehört, dass man ihn mit einer Eule vergleicht!»

«Eine Eule ist sympathischer als ein Pfau», antwortete er und zog die Mundwinkel herunter.

Kurze Zeit darauf hatte ich Gelegenheit, den Duce selbst zu sehen, völlig unvorbereitet und aus nächster Nähe. Ich hatte eine Wanderung durch die Berge bei Albano gemacht. Auf dem Heimwege sah ich Menschen durch die Hauptstrasse von Ariccia wimmeln, der kleinen päpstlichen Stadt, die beinahe ausgefüllt wird von dem gigantischen Palast der Familie Chigi. Motorräder signalisierten, Gendarmen gaben Kommandos und Menschen strömten herzu. Ich drängte mich vor in die erste Reihe, da ich dunkel ahnte, was los war. Plötzlich kam ein Auto angerollt, nicht in dem Eiltempo, das man sonst bei den Ausflügen der Diktatoren gewohnt ist, sondern ganz gemächlich. Ein Mann stand vorn im Wagen und winkte der Menge zu. Sein Gesicht glich nicht der schicksalschwangeren Maske, die man von den Fotos her kannte, sondern es war rund, rötlich und strahlend. Seine Augen hatten den Ausdruck einer spontanen Befriedigung über die Huldigungen der

Masse. Mir selbst schien er in diesem Augenblick mehr wie ein Gutsinspektor, der seinen Angestellten für die wohl verrichtete Erntearbeit dankt. Seine Gestalt hatte das entschiedene Gepräge eines Bauers und Arbeiters. Nichts war da von einem Cesare Borgia, dem Modell zu «Il Principe», in dem Macchiavelli Italiens Retter sah. Ich konnte mir sehr wohl denken, dass dieser Verwalter das Gut vor Katastrophen bewahrte. Hier in der breiten Schicht des Volkes machte er durchaus nicht den Eindruck eines Opernsängers. Er wirkte gesund und stark. Aber als ich meinem Freunde T. diese Eindrücke wiedergab, antwortete er nur: «Wir werden sehen!»



Wie war Italiens politische Stellung im Winter 1939/40? Ich habe es später aus zuverlässigen Quellen erfahren.

Italien stand tatsächlich immer noch frei da. Es konnte wählen, auf welcher Seite es stehen wollte oder ganz umgehen, Partei zu nehmen. Die Westmächte hatten einige Versuche gemacht, Italien auf ihre Seite zu ziehen. England hatte schon lange vorher auf einen Teil von Kenya verzichtet und Frankreich auf ein Stückchen afrikanischer Erde. Beide Mächte hatten im Laufe der Zeit ihre Vertreter im Quirinal einsetzen können, welche akkreditiert waren bei Seiner Majestät, dem König und Kaiser Vittorio Emanuele. Mussolini hatte in einer Rede erklärt, dass Italien nach der Eroberung Abessiniens zu den gesättigten Staaten gehöre. Er hatte auch deutlich zu verstehen gegeben, wie nützlich die Wiederaufrichtung der Stresafront wäre, die formell Österreichs Unabhängigkeit garantierte und in der Realität gegen Deutschland gerichtet war.

Diesen Appell hatten die Westmächte nicht hören wollen, und langsam, sehr langsam hatte Mussolini sich Deutschland genähert, denn die alte Furcht vor diesem dynamischen Land war noch tief verwurzelt in ihm. Der Einmarsch in Österreich kam für ihn wie ein Schock. Er ahnte zwar, dass dieser Einmarsch kommen

würde, aber nicht wann. Aber gleichzeitig bekam er von Hitler eine Garantie für die Brennergrenze, und diese Garantie war ihm eine Feder am Hut. Sie hatte auch eine tiefe Wirkung in Italien, wo man seit 1918 nervös empfindlich war, wenn es ums Südtirol ging, und wo man getan hatte, was man konnte, um so schnell wie möglich die 200,000 Österreicher zu assimilieren, die die Zeitungen mehr oder weniger höflich und mehr oder weniger ironisch als «unsere fremden Gäste» bezeichneten. Nun hatte man schwarz auf weiss von dem Führer des neuen deutschen Reiches, dass die Grenze festgelegt sei, «für immer»! Die gleiche Garantie wirkte, nebenbei gesagt, äusserst verblüffend in Deutschland, wo die Parole seit Langem hiess: alle deutschen Stämme in einem Reich vereinigt. Gewisse Zeitungen entgleisten soweit, dass sie weiterhin von «Südtirol» und von den süddeutschen Brüdern sprachen, die heim ins Reich sollten. Das ergab natürlich Beschlagnahmungen und Dementis. Hitlers Besuch in Rom im Mai 1938, als Antwort auf Mussolinis Besuch in Berlin im Herbst zuvor, trug dazu bei, das Verhältnis auszukristallisieren.

Im Vorfrühling 1939 fuhren Chamberlain und Lord Halifax nach Rom, um der bereits allzu intimen Verbindung Rom-Berlin Einhalt zu gebieten. Der italienische Ambassador Grandi hatte die Sache äusserst geschickt vorbereitet. Im Gegensatz zu seinem deutschen Kollegen Ribbentrop war er gut angeschrieben in London. Aber der Besuch führte zu keinem Erfolg. Man kann sich auch nur schwer grössere Gegensätze vorstellen als den lebenswürdigen Geschäftsmann Chamberlain, den frommen Lord Halifax und den ganz und gar realistischen, alles andere als frommen Mussolini. Man spricht in Rom noch von dem Fest im Palazzo Ve-

nezia, wo die Damen der sonst vernachlässigten Hocharistokratie wie schöne dekorative Blumen an den Wänden aufgepflanzt standen, mitten zwischen alten Rüstungen, Gobelins und Gemälden. Mussolini sauste im Eilmarsch, mit den neugierigen Engländern im Schlepptau, durch die Räume. Sie wollten alle Kuriositäten anschauen – am wenigsten vielleicht die Damen – er dachte an ganz andere Dinge. Man erzählt auch von dem Besuch in der Oper, wo die Gastgeber – Schwiegervater und Schwiegersohn – den Gästen demonstrativ den Rücken zuehrten. Man erzählt von der inhibierten Schaustellung der Kühnheit und Härte des jungen Italiens. Kleine Balillajungen sollten mit Pfeilen gegenseitig ihre empfindlichsten Körperteile beschiessen und darin wetteifern, wie ein junger Spartaner den Schmerz mit einem Lächeln zu ertragen... Als es zu nackten Tatsachen kam, zeigte es sich, dass Mussolinis Plan kurz folgender war: England sollte Frankreich dahin beeinflussen, dass es gutwillig Italiens «natürliche Aspirationen» anerkannte! Chamberlain wäre vielleicht bereit gewesen, den Wünschen Deutschlands, das er fürchtete, nachzugeben, aber niemals den Wünschen Italiens, das er mehr oder weniger als eine «quantité négligeable» ansah.

Im März 1939 marschierten die Deutschen in der Tschechoslowakei ein.

Wenn der Einmarsch in Österreich auf Mussolini wie ein Schock wirkte, so gibt es nur ein Wort für den Effekt der neuen Attacke: ihm wurde bange.

Zwar hatte die italienische Aufrüstung, worauf Deutschland im Jahre zuvor bestand, begonnen. Aber sie befand sich noch in ihrem ersten Anfangsstadium und hatte all die Symptome im Gefolge, die

ein improvisiertes Unternehmen zu charakterisieren pflegen. Unter solchen Umständen an Krieg zu denken, war Wahnsinn. Worauf Mussolini gehofft hatte und immer noch hoffte, war eine längere Periode der Ruhe, während der das Land Kräfte sammeln könnte, nicht aber diese gehetzte Reihe von voreiligen Entschlüssen. Es ist nicht zuviel gesagt, dass er die nächsten Tage in fiebrhafter Spannung zubrachte. Aber wieder einmal schien Deutschland richtig gerechnet zu haben: nichts geschah! Weder England noch Frankreich, das doch einen Allianzvertrag mit den Tschechen hatte, rührten eine Hand. Ebenso wenig wie sie es in oder nach München taten.....

Im Mai wurde dann der «Stahlpakt» geschlossen. Er war auf zwei Jahre vorgesehen, während welcher Zeit Italien aufrüsten sollte. Mussolini war sich bereits darüber klar, dass das nächste Mal Polen an der Reihe wäre. Aber er glaubte, dass es in Warschau ebenso gehen werde wie in Prag, dass nichts geschehen würde, dass die Demokratien weiterhin sich überrumpeln lassen würden. Könnte man sie dazu mit einem «Stahlpakt» ins Bockshorn jagen, so schadete es nichts. Würde das Gegenteil eintreffen, so verliess er sich darauf, dass eins von zwei Dingen eintreffen sollte: entweder würde es ein kurzer Krieg, «una guerra a rapido corso», wo er nicht einzugreifen brauchte, oder auch ein langer Krieg, während dem er Zeit hätte, zum Aufrüsten und zum Eingreifen im letzten Augenblick .....

Als dann im August der Krieg gegen Polen drohte, versuchte er bis zuletzt alles, um eine neue Münchenkonferenz zustande zu bringen. Als dies nicht glückte, beschloss er, den Lauf der Geschehnisse abzuwarten.

Die Monate vergingen. Die ganze Welt nahm teil an einem gigantischen Rätselraten: Was wird Italien tun? Niemand im Auslande wusste eine Antwort, niemand in Italien wusste sie. Ja, es ist die Frage, ob überhaupt Italiens Führer selbst eine Antwort wusste, bis zu dem Augenblick, da er sich zur Handlung entschloss.

Ich hatte in Rom Unterkunft gefunden in einer kleinen Pension, wo zum grössten Teil Frauen von Marineoffizieren wohnten. Die Männer taten ihren Dienst in Taranto, Spezia, Ancona und an anderen Stellen oder sie kreuzten im Mittelmeer. Ich hütete mich wohlweise, Nachforschungen über deren Adressen anzustellen, denn obgleich das Land im Frieden lebte, schief die Polizei keineswegs, jedenfalls nicht, wenn es der Überwachung kleineren Wildbrets galt, das in Pensionen und ähnlichen Einquartierungsstellen wohnte. (Ich bin nicht ebenso überzeugt, dass es gelang, das grössere Wildbret zu überwachen.) Wenn ich trotzdem erfuhr, wo die Männer dieser Damen stationiert waren, so geschah es ohne Bestechungsgelder und ohne Verführungskünste. Mein Zimmer lag nämlich am Ende eines Korridors, und genau vor meiner Tür hing das Telefon der Pension. Das Echo im Korridor tat sein Übriges.

Es war in jenem Winter, als Russland Finnland mit Krieg überzog, eines der bedauerlichsten Unternehmen der Weltgeschichte, was natürlich nicht hindert, dass es Fürsprecher gefunden hat, auch von nordischer Rasse. Liebte ich schon vorher das italieni-

sche Volk wegen seiner unreflektierten Menschlichkeit, so lernte ich es doppelt lieben während der nun folgenden Zeit. Die Reaktion gegen Russland war gewaltig, die Begeisterung für Finnland grenzenlos. Die wenigen Finnen in der Stadt waren Gegenstand ständiger spontaner Huldigungen. Ein schwacher Abglanz der Ehre des Landes fiel sogar auf Schweden, obgleich man nicht begreifen konnte, dass die Schweden nicht zu den Waffen griffen und dem Nachbarlande zu Hilfe eilten. «La Svezia è timida», flüsterte man. Schweden ist ängstlich! Viele italienische Jünglinge meldeten sich freiwillig, aber sie konnten natürlich nicht den abgelegenen Kriegsschauplatz erreichen. Die Korrespondenten schwelgten in abenteuerlichen Schilderungen des finnischen Heldenmutes. Das Ganze machte einen schönen Eindruck durch seine Spontaneität und den guten Willen, von dem es zeugte.

Als dann der Friede kam und die Bedingungen mitgeteilt wurden, wollte man seinen Augen nicht trauen. Aber mit den Worten «die Weltgeschichte ist nicht am 13. März 1940 zu Ende» suchte man den Besiegten zu trösten.

Italiens Aussehen war zu dieser Zeit so friedlich und wohlhabend wie nie zuvor. Im Herbst 1939 hatte man eine Zeitlang die Benzinlizenzen für Privatautos eingezogen, und ebenso war der Kaffee verschwunden, nur um im Februar 1940 wieder aufzutau- chen. Draussen bei der San Paolo Tre Fontane wurde mit allen Kräften an der grossen Expo 42 gearbeitet, der «Olympiade der Zivilisation», deren Lose an allen Strassenecken verkauft wurden. Jede Woche stattete Mussolini dort selbst einen Besuch ab, um den Fortgang der Arbeit zu kontrollieren, was dazu beitrug, den

Glauben der Allgemeinheit an den Frieden zu festigen. Lebensmittel gab es in allen Geschäften im Überfluss. Zur Weihnachts- und Neujahrszeit war es ein Anblick, zu sehen, wie die ewig leckermäuligen Römer eine «gastronomia» – wie die Delikatessengeschäfte dort unten genannt werden – belagerten, um sich mit Kaviar, Truthahn, Würsten, Käse, Pasteten und hundert anderen Dingen zu versehen, die einem Fremden aus dem Norden das Wasser im Munde zusammenlaufen liessen. Die Ozeandampfer kamen und gingen von und nach Indien, Japan, Australien, Afrika und Amerika. Das einzige, worüber man sich beklagte, war Englands Behinderung des italienischen Handels durch Begrenzung des Imports. Man hätte viel mehr Waren aller Art kaufen mögen und können, aber das ging nicht. John Bull legte seine schwere Hand auf den Import, wenn er gewisse, genau fixierte Grenzen überschritt, die auf Grund des Friedensverbrauchs berechnet waren. Bei einer Gelegenheit hatte England italienischen Schiffen gestattet, deutsche Kohle aus holländischen Häfen zu holen, um sie bei freiem Geleit um Gibraltar zu transportieren. Aber diese Erlaubnis war im Unterhaus auf so starke Proteste gestossen, dass sie nicht wieder gegeben wurde. Und in Bezug auf den transatlantischen Handel war man unbeugsam in London.

Denn dort hatte man wie in Paris einen Verdacht: Es ist möglich, dass Italien sich vom Kriege fernhalten will, aber es hat ein Übereinkommen mit Deutschland, auf Grund dessen es Importdienste dorthin leisten soll. So ein Übereinkommen existierte ohne Zweifel, aber es wurde also durch die englische Blockade zerschlagen. Das irritierte die Regierung, die unter dem Schutze ihrer Neutralität gute Gewinne machen zu können glaubte. Aber was sie vor



allem irritierte, war der Beweis für Englands Macht über die sieben Meere – das Mittelmeer eingeschlossen, das sie schon lange gefordert hatte, ihr eigenes Meer nennen zu können, «mare nostrum». Kein Schiff lief in Neapels oder Genuas Hafen ein, ohne vorher mindestens eine, oft sogar mehrere englische Kontrollstationen auf der Erdkugel passiert zu haben. Mitunter dauerten die Untersuchungen länger als die ganze Reise. Und was steckte hinter dieser weltumspannenden Macht? Nur eine Anzahl Kriegsschiffe und ein Volk von 47 Millionen. Aber Italien hatte ja selbst eine Flotte modernsten Typs und 44 Millionen Einwohner, auf einer Halbinsel eingesperrt, die zum grossen Teil nur aus Stein und Felsen bestand! Diese Töne schlug man immer häufiger in der Presse an. Fanden sie ein Echo beim Volke? Kaum. Das Volk interessierte sich nur für eins: den Krieg zu vermeiden. Und gerade deshalb empfand es im Augenblick eine gewisse Sympathie für Deutschland.

Deutschland hatte nicht verlangt, dass Italien an seiner Seite mit der Waffe in der Hand in den Krieg eintreten sollte. Deutschland hatte sich stark genug erklärt, das Problem selbst lösen zu können. Deutschland behauptete, eine unausgeglichene Rechnung mit England und Frankreich zu haben

— und das war Deutschlands eigene Angelegenheit. An England hatte das italienische Volk keine Forderungen. Was auch die Regierung sagte oder versuchte einzureden, die Engländer kannte man seit Jahrhunderten als gute, wohlerzogene und freigebige Gäste. Frankreich war eine andere Sache! Zwar war die Bildung der ganzen Bourgeoisie französisch, aber gegenüber Frankreich existierte doch die Art Antipathie, die das zurückgesetzte Mitglied

eines Geschwisterkreises dem erfolgreichen gegenüber hat. Mit Frankreich hatte man gleichzeitig allzu viel Gemeinsames und Nicht-Gemeinsames, als dass die Verschiedenheiten nicht irritierend wirken konnten: die französische Selbstgefälligkeit, wo man selbst im Innern so unsicher war, die französische Sparsamkeit, wo man selbst mit einem gebefreudigen Herzen geboren war, die französische Ironie, wo man selbst naiv war, ohne dumm zu sein. Solange man sich ausserhalb des Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich halten konnte, hatte man nichts gegen Deutschland.

So ungefähr dürfte man die Volksstimmung während dieses Winters summieren können. Es gab damals noch eine ganze Anzahl französischer und englischer Journalisten in Rom, und die englische Gesandtschaft war verdoppelt worden, so dass «the Court of Saint James» tatsächlich zwei Gesandte am Quirinal hatte. Die zugelassenen englischen und französischen Zeitungen wurden immer noch in allen Kiosken verkauft: Daily Mail, Times, Matin, Temps und noch einige andere.

Im März kam ein ungewöhnlich langer und ausserordentlich gut angezogener transatlantischer Herr als extraordinärer Gesandter des Präsidenten Roosevelt nach Rom: Mr. Sumner Welles. Sein offizieller Auftrag war, sich über die Kriegsziele der europäischen Staaten und über die Möglichkeiten, den Krieg zu beenden, zu informieren. Was er privat von Mussolini verlangte, war eine schriftliche Erklärung, dass Italien unter keinen Umständen an Deutschlands Seite in den Krieg gehen würde. Die bekam er nicht. Er reiste weiter nach Berlin, Paris und London. Und kurz darauf trafen sich Hitler und Mussolini zum ersten Male am Brenner.

Die Wasserscheide in den Alpen sollte eine Wasserscheide in der Geschichte werden!

Aber niemand ahnte etwas, als die Zeitungen an diesem Montagmorgen die Nachricht brachten, dass die beiden «Kondottieri» sich getroffen und in völliger Zurückgezogenheit alles besprochen hätten, was ihre beiden Länder betraf. Nicht einmal ein Dolmetscher war anwesend gewesen. Mussolini war ja den meisten anderen Staatsmännern darin überlegen, dass er, wie seinerzeit Clémeuceau, mehr als eine Sprache beherrschte

Was wurde auf dieser Zusammenkunft besprochen?

Die Zeitungen in der ganzen Welt brachten darüber am nächsten Tage mehr oder weniger begründete Vermutungen, und besonders Madame Tabouis in der radikalen französischen Zeitung «l'Œuvre» konnte die pikantesten Einzelheiten beschreiben. Aber im Grunde genommen ist das Geheimnis nie aufgedeckt worden, obgleich man es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit herleiten können dürfte. Als Mussolini von dem verschneiten Brenner heimkehrte, kann er nur einen Gedanken gehabt haben, denselben, der seine ganze bisherige Laufbahn als Politiker bestimmt hatte: abwarten und sehen, wie es geht. Er hatte in Milano gewartet und gesehen, wie es mit dem Marsch auf Rom ging. Es glückte, und erst als er es dann wusste, fuhr er nach Rom, um die Regierung zu übernehmen. Seitdem hatte er sich einige Male recht weit gewagt, so wie mit dem Kriege gegen Abessinien, aber doch nie so weit, dass er sich nicht zurückziehen konnte, wenn es notwendig war. Dies war etwas anderes, was ihm am Brenner vorgelegt wurde. Dies waren Pläne, die Leben, Ehre und Güter kosteten, wenn nur die kleinste Kleinigkeit schief ging. Würde dieses Unternehmen

dagegen gelingen, so hatte man immer noch Zeit einzugreifen. Glückte es nicht, so hatte man sein Schäfchen im trocknen, solange man nicht mitmachte – auch wenn man seinen Namen unter einen Stahlpakt setzte!

Der erste deutsche Angriff erfolgte am festgesetzten Tag und glückte in einer Weise, die man nur als miraculös bezeichnen konnte. Dänemark wurde sozusagen durch einen Telefonanruf okkupiert. Und direkt vor der Nase der grössten Seemacht der Welt besetzte die kleine deutsche Flotte ein Land mit einer Küstenlinie von 1'200 Kilometer! Wer in jenen Tagen in Italien war, wird nur schwer den Eindruck vergessen, den diese beiden Okkupationen machten. Am wenigsten vielleicht die kühnste, die Besetzung Norwegens. Im «Giornale d'Italia» rechnete Gay da mit Hilfe von umfangreichen Tabellen des Internationalen Landwirtschaftlichen Institutes in Rom aus, wie viele dänische Ochsen, Schafe, Schweine und Hühner nun deutsche Untertanen wurden, nachdem sie früher den Frühstückstisch Englands geziert hatten...

Die Lebensmittel, welche die Engländer bisher von einem Lande auf der anderen Seite der Nordsee bekommen hatten, mussten sie nun mit einer schon überanstrengten Handelsflotte von der anderen Seite des Atlantik, ja, von den Antipoden holen! Zeigte das nicht deutlich, nach welcher Richtung die Waagschale sich neigte? Darauf kam genau nach einem Monat die zweite Überraschung. Mit fetten Überschriften teilten am 10. Mai 1940 die Mittagszeitungen mit, dass «Deutschland die Verteidigung der holländischen und belgischen Neutralität übernommen habe» – «il Reich assume la difesa della neutralité olandese e belga».

Ich sehe heute noch die hilflose Bestürzung im Gesicht meines alten Zeitungsverkäufers, als er mir diese Überschrift zeigte. Und es ist nicht zu viel gesagt, dass das italienische Volk den Atem anhielt, als es die Bedeutung der Ereignisse erfasste. Im Zuge nach Ostia hörte ich Leute sagen: «In einer Woche sind sie sicher in Paris!» Andere aber schüttelten den Kopf und sagten: «Heisst dies, dass wir auch hineingezogen werden? Was glauben Sie, Signore?» Tja, was sollte ich glauben? Abends besuchte ich die «Stampa Estera», den ausländischen Presseklub auf der Via della Mercede, und interviewte vorsichtig einige Engländer und Franzosen über ihre Ansicht. Sie liessen mich ebenso vorsichtig, aber doch unzweideutig verstehen, dass die eingetretenen Ereignisse – so traurig sie auch für die Opfer seien – im Grunde genommen die beste Lösung wären. Die Beule war geplatzt! Einen ganzen Winter hatte man darauf gewartet, nun war es endlich geschehen. Umso besser! Der Angriff auf Holland und Belgien war der Schritt eines Wahnsinnigen. Ausser den unzähligen Truppen der englischen und französischen Imperien hatte Hitler sich nun noch anderthalb Millionen Holländer und Belgier auf den Hals geladen! Die Sache konnte nur auf eine Weise enden!

Ich wagte daran zu erinnern, dass die französischen Zeitungen einen Monat vorher dasselbe gesagt hatten, als die Engländer in den norwegischen Gewässern Minen ausgelegt hatten: «Dies ist ein historischer Tag. Die Sache kann nur auf eine Weise enden!» Und wie war es gegangen? Das Schweigen, mit dem mein Einwurf aufgenommen wurde, bewies, dass er nicht als taktvoll angesehen wurde. Holland gab den Kampf nach fünf Tagen auf, Bel-

gien nach einigen Wochen. Die deutschen Truppen drangen immer tiefer nach Frankreich hinein. Aber immer noch schwieg Mussolini und immer noch fragte sich Italien: «Werden wir mit hineingezogen oder nicht?» Ich werde nie die Antwort vergessen, die mir ein Freund, ein durch zwanzig Jahre trainierter Weltkorrespondent, auf meine allmählich banale Frage gab: «Italien mitmachen? Hast du hier in Rom Luftschutzräume gesehen?»

Das hatte ich nicht, wenn man nicht gerade die antiken Ruinen als solche ansah... Und Luftschutzräume gehören unleugbar zu einem modernen Krieg! Von anderer Seite führte man andere Gründe an, dass Italien niemals mitgehen würde: die Ernte stand vor der Tür, man konnte den Bauern nicht so viele Arbeitskräfte nehmen, die Schulen setzten ihren Unterricht fort und schickten ihre Schüler nicht nach Hause! Und das Wichtigste von allem, die Schiffe nach Amerika fuhren immer noch aus! Das heisst, die Schiffe, welche am 9. Juni den Hafen verlassen sollten, hatten von der Reederei Order bekommen, die Abreise auf den 11. Juni zu verschieben. Aber was bedeutete schon ein Aufschub von zwei Tagen?

Am Abend des 9. Juni traf ich wieder meinen Freund T. auf der Via dell'Impero. Er stand dort tief versunken in das Studium der Steinkarten, auf denen man die Entwicklung des alten Römerreiches sieht – von einem kleinen weissen Punkt im Latium bis zu einem enormen Reich von Schottland bis an den Euphrat. Ausserdem sieht man dort als lehrreiche Parallele die Entwicklung des modernen Imperiums und seinen augenblicklichen Umfang – mit Nordafrika, den griechischen Inseln, Albanien und dem italieni-

schen Ostafrika. Mein Freund neigte den Kopf zur Seite und sagte: «Hast du mal daran gedacht, dass man einen Film rückwärts rollen kann? Man kann diese Karten auch von rechts nach links lesen, statt umgekehrt – mit dem Resultat, dass das ganze Imperium zusammenschmilzt auf einen kleinen weissen Punkt im Latium!»

Er schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu:

«Weisst du, dass der Grosse Faschistenrat noch heute Zusammentritt? Was glaubst du, worüber die Herren verhandeln werden? Der Krieg in Abessinien gelang, weil uns damals niemand angreifen wollte. Aber wenn sie uns jetzt in einen richtigen Krieg stürzen, dann sind wir von vornherein verloren! Hörst du, was ich sage? Von vornherein!»

Vermutlich sah ich skeptisch aus, denn er zuckte die Achseln und fing von anderen Dingen zu reden an.

Und der nächste Tag war der 10. Juni 1940.

Das Tempo, womit der Angriff auf Holland, Belgien und Frankreich durchgeführt wurde und die daraus folgenden Resultate hatten einen vernichtenden Eindruck auf Mussolini gemacht. Kein anderes Wort passt besser. Hier sah man volkreiche und von Natur aus gut geschützte Reiche in wenigen Tagen Zusammenstürzen. Hier sah man die Armee, welche zwanzig Jahre hindurch die europäische Machtbalance aufrechterhalten hatte, sich zurückziehen, kämpfen und aufs Neue retirieren. Festungen, die man für ebenso uneinnehmbar wie die chinesische Mauer hielt, fielen vor neuen, unbekanntem Waffen wie Kartenhäuser zusammen. Dies war nicht mehr eine Kampagne, dies war ein Erdbeben. Es war keine Armee, die ins Feld zog, es war eine alles besiegende Naturkraft, die alle Dämme sprengte! Wehe dem, der sich ihr in den Weg stellte, wohl dem, der sich ihr an die Seite stellte! Es besteht kein Zweifel, dass Mussolini das letztere schon lange vor dem 10. Juni gewollt hatte. Er hat selbst später den Aufschub erklärt mit «Hindernissen technischer Art», ohne jedoch anzugeben, was es für Hindernisse waren und ohne dass man sich eine Vorstellung



davon machen kann, da Italien ja weder gemeinsame Eisenbahnen noch gemeinsame Ausfallstore mit Deutschland hat. Warum tat er es also nicht? Warum wartete er bis zum 10. Juni?

Die Antwort kann für viele unwahrscheinlich klingen, sie ist aber nichts des to weniger wahr: Wenn Italien nicht eher mit in den Krieg ging, so beruhte es darauf, dass Deutschland alles tat, um Italien daran zu hindern!

Ich weiss, es ist vielfach die Auffassung verbreitet – und besonders in Italien – dass die Deutschen Italien mit List und Gewalt in den Krieg gepresst hätten. Aber diese Auffassung ist durchaus falsch. Sie gründet sich letzten Endes auf dem Wahnsinn, der dem ganzen Kriegs eintritt sein Gepräge gibt, einem Wahnsinn, der einen nach irgendeinem Grund suchen lässt!

Deutschland dürfte Italiens Eintritt in den Krieg kaum gewünscht haben, und zwar aus zwei Gründen. Erstens hatte Deutschland, solange Italien sich neutral verhielt, einen ausgezeichneten Lieferanten.

Zweitens kannte Deutschland, das bis aufs I-Tüpfelchen ganz modern gerüstet war, Italiens fast unglaubliche Schwäche in der Rüstung und der Technik. Deutschland hatte Frankreich so gut wie besiegt und brauchte keine andere Hilfe für den Rest des Unternehmens, als dass Italien eine Anzahl französischer Divisionen an der Grenze im Südosten band. Wenn Frankreich erledigt sei, glaubte man mit England im gleichen raschen Tempo fertig werden zu können. Sollte man die italienische Flotte dazu gebrauchen, so wäre immer noch Zeit, über diese Sache zu reden... Aber man sah in Berlin ein, dass Mussolini, der mit den deutschen Erfolgen Blut geleckt hatte, nicht leicht zurückzuhalten wäre. Darum ver-

sprach man ihm fürs erste die Erfüllung von Italiens «natürlichen Aspirationen» auf Kosten Frankreichs. Diese sollten in keiner Weise dadurch präjudiziert werden, dass Italien nicht mit in den Krieg ginge. Ausserdem spiegelte man Mussolini vor, dass er die Rolle des Friedensmittlers zwischen Deutschland und England spielen dürfe – wenn es so weit sei oder falls der Angriff auf das Inselreich trotz allem fehlschlagen sollte. Er sollte in der Rolle Talleyrands oder Metternichs am grünen Tisch Platz nehmen! Sein Name würde ebenso wie der ihrige in die Geschichte eingehen!

Wie viele heimliche Sendboten in diesen Tagen zwischen Berlin und Rom hin und her fuhren, ist und bleibt vielleicht unbekannt. Eins ist aber sicher: es waren viele. Und einer von ihnen soll jener Prinz Philipp aus hessischem Geblüt gewesen sein, verheiratet mit der italienischen Prinzessin Mafalda, welcher seinerzeit Mussolini Hitlers Privatbrief über den Einmarsch in Österreich übergab.

Man könnte glauben, dass Mussolini solche Angebote mit ausgestreckten Händen hätte annehmen sollen, aber das tat er nicht. Man versprach ihm alles gratis, aber er sagte nein. Warum? Weil er sich nicht lächerlich machen wollte! Er war doch kein Hampelmann, mit dem man nach Behagen manövrieren konnte! Beinahe zwanzig Jahre hatte er gepredigt, dass der Mensch gefährlich leben müsse, dass ein Tag als Löwe besser sei als hundert Jahre als Lamm. Und nun hatte er Gelegenheit, gefährlich zu leben – und noch dazu ohne grösseres Risiko. Sollte er sich solche Chance aus den Händen gehen lassen? Wenn man das glaubte, irrte man sich! Er war ein Mann! Und das wollte er der ganzen Welt zeigen! Zunächst einmal dem Grossen Faschistenrat. Zwar konnte der Rat –

Gott sei Dank! – nicht verglichen werden mit einem bunten Parlament, aber dass er nicht ohne Weiteres seinen Entschluss akzeptieren würde, wusste er von vornherein.

Wenn er Widerstand gegen seine Ideen erwartete, so irrte er sich nicht. Man kann ruhig sagen, dass vier Fünftel der Faschistischen Partei antideutsch eingestellt waren. Die Führer, welche nördlich der Alpen ihre Sympathien hatten, konnte man an einer Hand aufzählen.

Um an der Spitze anzufangen, so kann man Mussolinis eigene Einstellung am leichtesten charakterisieren, indem man sagt, dass er an einer Art Hassliebe zu Frankreich litt und immer gelitten hat. Die ganze Bildung, die er allmählich erworben hat, ist letzten Endes französisch. Man braucht nur an den unerhörten Einfluss zu denken, den Sorels Buch über «Das Recht der Gewalt» auf ihn ausgeübt hat! Gerade aus diesem Buche hat er sich – übrigens ähnlich wie Lenin – seine ganze Philosophie geholt. Er würde ein Frankreich lieben können, aber nur ein Frankreich, das in Schutt vor seinen Füßen läge. Darum und nur darum war er ganz allmählich – denn man darf nicht das seltsame Zwischenspiel in Venedig 1934 vergessen – germanophil geworden. Will man das Ziel, so muss man auch die Mittel wollen! Aber abgesehen von allen politischen Hintergedanken war er von einer masslosen Bewunderung für die deutsche militärische Disziplin, für deutsches Können und deutschen Mut erfüllt. Gerade solche Tugenden hatte er zwanzig Jahre lang versucht seinen Landsleuten einzuimpfen. In Deutschland standen sie in voller Blüte. Und deshalb war seine Deutschenbegeisterung nicht nur ein Ausschlag von Berechnung.

Der grösste Deutschenfreund nach ihm, vielleicht der einzige aufrichtige unter den übrigen, war Roberto Farinacci, der Redakteur des «Regime Fascista», ein Draufgänger und Antisemit. Ausser Farinacci konnte man möglicherweise den Propagandaminister Pavolini, den Unterrichtsminister Bottai, den Minister für Afrika, Teruzzi, und ein Mitglied der alten faschistischen Garde, de Bono, zu den Vorkämpfern für ein Zusammengehen mit Deutschland rechnen. Aber damit sind auch alle denkbaren Mitglieder dieser Art aufgezählt. Denn es wäre falsch, Mussolinis Schwiegersohn, den Grafen Ciano, hinzuzurechnen, der lange in Europa der «reitende Bote» der Achsenpolitik war. Dieser kokette kleine Herr hat immer eine äusserst zweideutige Position eingenommen. Als Geniesser und Geschäftsmann hat er immer versucht, nach beiden Richtungen zu spielen. Und er hat immer dafür gesorgt, dass er mindestens eine, am liebsten aber mehrere Hintertüren offen hatte. Dafür gibt es viele Beweise, aber es mag genügen, hier zwei anzuführen. Noch im März 1940 vermittelte er französische Bestellungen auf Motoren und Panzerabwehrkanonen an italienische Fabriken, bis die Deutschen davon erfuhren und durch Mussolini die Geschäfte stoppen liessen! Als im Februar 1943 die Wolken sich über seinem Kopfe zusammenzogen – man war nämlich in Berlin recht unzufrieden mit seiner Tätigkeit als Aussenminister – versuchte er sich vor der Faschistischen Partei mit der Behauptung zu rechtfertigen, dass er immer vor einem Kriege gegen England gewarnt habe. Er wollte sogar diese Behauptung mit Dokumenten des Aussenministeriums beweisen. Aber es half nichts, er bekam seinen Abschied, und der Schwiegervater übernahm seinen Platz.

Direkt gegen Deutschland waren 1940 mehrere der einflussreichsten Mitglieder der Partei. Die wichtigsten waren de Vecchi, ein altes Mitglied der faschistischen Garde, der Senatspräsident Federzoni, der damalige Justizminister und frühere Gesandte in London, Dino Grandi, und Balbo, der Gouverneur von Libyen, Italiens vielleicht volkstümlichster Mann. De Vecchi ist Piemonteser und hat als solcher von Geburt aus einen Widerwillen gegen Österreich im Blut. Grandi kann man vielleicht nicht direkt anglophil nennen, aber sein langer Aufenthalt in London hat ihm Respekt eingeflösst vor der gigantischen, jedoch nicht immer sichtbaren Macht des Inselreiches, und hat ihn tief von der Notwendigkeit überzeugt, alle Konflikte mit England zu vermeiden. Balbo schliesslich, der in Libyen starb, wo er zweifellos versehentlich von seinen eigenen Landsleuten abgeschossen wurde, hatte grosse Sympathien für Frankreich. Er hatte viele Freunde in den französischen Kolonien und bewunderte aufrichtig – und das mit Recht – Frankreich als Kolonialmacht. Um jeden Preis wollte er einem Konflikt mit diesem Lande aus dem Wege gehen.

So wie es in der Partei aussah, war es auch in der Armee. Beinahe das ganze Offizierskorps – vielleicht weniger bei der Marine – war antideutsch. Man darf nicht vergessen, dass die Offizierskorps sich in der Regel aus besser situierten Familien rekrutieren. Diese Kreise sind vor allem in den nördlichen Teilen Italiens ansässig, wo die Landwirtschaft wohlhabend und der Seidenbau ertragreich ist und wo viele Fabriken ihren Sitz haben. Zwar geht die Zeit schnell in unseren Tagen, aber es ist jedenfalls erst 80 Jahre her, seitdem das Volk in diesen Gegenden kämpfte und blu-

tete, um den verhassten Österreicher aus dem Lande zu jagen. Noch heute pflegt es getreulich die Erinnerungen an die Habsburgische Unterdrückung mit Spionage und Gefängnisstrafen. Es hat absolut nicht die Kämpfe von 1859 und 1866 vergessen, gar nicht zu reden von 1915-18. In diesen Landesteilen ist die Germanophilie eine spärlich blühende Pflanze. Eine Ausnahme bilden möglicherweise gewisse Kreise der Intelligenz.

An der Spitze dieses antideutschen Offizierskorps stand als Generalstabschef ein Mann mit Namen Pietro Badoglio, der Eroberer Abessiniens, welcher bei einer bestimmten Gelegenheit den Rat gegeben hatte: «Zieht die Truppen aus Albanien und Abessinien zurück und schickt sie nach dem Brennerpass!» Er war sich völlig im Klaren, dass Italien Zeit brauchte, um sein neuerworbenes Imperium zu verdauen. Vorher würde jede faschistische Abenteuerpolitik eine tödliche Gefahr bedeuten. Aber Badoglio war auch im Übrigen ein direkter und unversöhnlicher Gegner des Faschismus. Er hatte ihn auf verschiedene Weise bekämpft. Und nur bitteren Herzens übergab Mussolini ihm den Oberbefehl in Abessinien, nachdem de Bono solche Misserfolge gehabt hatte. Eine der ersten Massnahmen Badoglios war gewesen, die Pressereklame für die Schwarzhemden zu stoppen – besonders für Graf Ciano und Bruno Mussolini – die mit Totenkopfabzeichen und anderen pittoresken Zubehören am Kriege teilnahmen. Badoglio war nicht der Mann, einen Krieg gegen England und Frankreich anzuempfehlen.

Aber trotz allem kam der Krieg! Vier Jahre früher hatte Mussolini den abessinischen Krieg gegen den Willen des Grossen Rates

durchgesetzt – und jener Krieg trug doch viele und grosse Risiken in sich! Auch diesmal konnte er seinen Willen durchsetzen. Die englischen und französischen Gesandten wurden zu Graf Ciano gerufen und bekamen ihre Pässe ausgehändigt. Und am gleichen Abend sprach Mussolini vom Balkon des Palazzo Venezia zu 120,000 Menschen. Er war sehr bleich und seine Augen leuchteten wie Phosphor unter der schwarzen Mütze. Dies war sein grosser Augenblick! Seine Stimme erhob sich zum Gebrüll und ging zurück ins Flüstern. Die Volksmenge vibrierte unter seinen Worten wie ein Musikinstrument unter den Fingern des Virtuosen. Es war ein unerhörtes Gedränge, Frauen schrien und fielen in Ohnmacht. Aber die 120,000 jubelten, wie die Masse immer jubelt, wenn sie ihren Dompteur gefunden hat – und wie sie es in diesem Lande dank einer geschickten Theaterregie im Laufe von achtzehn Jahren sich angewöhnt hatte. Ich stand in der Menge und hätte sicher zerbrochene Rippen bekommen, wenn nicht ein gigantischer und gutmütiger Schweizer mich mit seinen Ellbogen geschützt hätte.

Der Krieg war erklärt!

Als ich durch die Strassen nach Hause ging, waren die Häuser mit Plakaten beschmiert, die mit hohntriefenden Zeichnungen England und Frankreich vernichteten. Man sah, wie Italien in Gestalt eines jungen Riesen sich seine Fesseln im Mittelmeer abriß – «*I'Italia spezza le sue catene nel Mediterraneo*»! Man sah, wie John Bull als ein gewaltiger Tintenfisch die Erdkugel umklammerte und sein Leben aushauchte vor einem Schwert, das einen Fangarm nach dem anderen abhieb. Man sah Frankreich symbolisiert durch eine – übrigens authentische Photographie von einem Negerhäuptling, der den grünen Frack der Französischen Akademie trug.

Leider verfehlte dieses Bild in gewisser Beziehung seine Wirkung, denn der Blick des alten Negers war so böse, dass die abergläubischen Italiener Angst bekamen und allen Plakaten die Augen austachen. Ja, man hatte sogar die Dichtkunst mobilisiert, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. In manchen Schaufenstern hing ein Sonett, in dem ein unbekannter Poet in Petrarcas Versmass England aller sieben Todsünden und noch einiger mehr anklagte. Hoffentlich hat er sein volles Honorar bekommen.

Ich hörte ein Gespräch von einigen einfacheren Schwarzhemden.

Einer sagte: «Chi va con I'Italia vince sempre!» Wer mit Italien geht, siegt immer.

Und der andere antwortete ernst: «Immer!»

Als ich diese Worte hörte, die ohne jede Ironie und im besten und naivsten Glauben ausgesprochen wurden, musste ich an das denken, was ein kleiner boshafter Franzose mit einem Monokel kürzlich einem italienischen Kollegen im Presseklub zurief: «L'Italie a toujours été le baromètre du succès!» Italien ist immer das Barometer für die Erfolge anderer Völker gewesen! Und es lässt sich ja nicht leugnen, dass der Vormarsch des modernen Italiens von Anfang an mit Hilfe der jeweilig stärksten Landmacht in Europa geschah. Einmal war es Frankreich, das andere Mal war es Preussen. Das hinderte nicht, dass der Faschismus durch seine Propaganda die Verhältnisse in den Augen des gemeinen Mannes auf den Kopf gestellt hatte. «Wer mit Italien geht, siegt immer... »

Als ich in meine Pension zurückkehrte, sass der einzige englische Bewohner am Klavier im Salon und spielte. Am Tage darauf



sollte er in Gesellschaft mit einer grösseren Anzahl Landsleute dieses Italien, das die Engländer immer vergöttert haben verlassen, um in Lissabon gegen Italiener aus England ausgetauscht zu werden.

Was er spielte, war nicht schlecht gewählt in Hinsicht auf den Augenblick, welchen wir erlebten.

Es war Beethovens Schicksalssymphonie.

Der Krieg, den Mussolini «leichten Herzens» begonnen hatte, konnte möglicherweise gewonnen werden unter einer Voraussetzung, aber auch nicht einer mehr: dass England innerhalb von zwei, höchstens drei Monaten fiel. Würde der Krieg länger dauern und England nicht fallen, so musste die Tatsache, dass Italien völlig unvorbereitet war, alle schönen Worte übertönen und es ins Verderben stürzen.

Denn mit welchen materiellen Möglichkeiten hatte der Duce sein Land in einen Krieg gegen zwei Weltreiche geführt? Wenn man das sagt, riskiert man, dass einem nicht geglaubt wird.

Viele Jahre hindurch hatte er bei jeder gegebenen Gelegenheit erklärt, dass er sich auf «acht Millionen Bajonette» stütze.

Schon das war eine grobe Übertreibung. Wenn es zwei Millionen Gewehre mit den dazu gehörenden Bajonetten gab, so gab es auch nicht mehr. Diese Gewehre waren immer noch Modell 1891, eine recht schwere und recht einfach konstruierte Waffe, die jedoch leicht zu bedienen ist und ziemlich gut schießt. Sie hat aus-

gezeichnete Dienste getan, kann aber kaum konkurrieren mit moderneren Gewehren. Es gab zwar ein anderes Modell ohne besonderen Namen, «Modell 1938/1939», aber es existierte hauptsächlich auf dem Papier und kam kaum zur Anwendung, bevor das unglückselige Expeditionskorps nach Russland geschickt wurde.

Man kann sich wirklich fragen: Wusste er selbst, wie schlecht es um alles stand? Dass Italien nicht genügend stark gerüstet war, bezeugte ja sein Schwiegersohn in einer öffentlichen Rede in der Korporationskammer im Dezember 1939. Aber wusste der Regierungschef, wie schlecht es stand, was für einen Schwindel seine Anhänger mit dem Gelde des Volkes betrieben?

Die Antwort auf diese Frage dürfte gegeben sein durch die Episode mit jener Gräfin, die in ihrem Schlafwagen in Modane verhaftet wurde. Sie war auf dem Wege nach Paris, und in ihrer Matratze fand man einige Millionen Lire in Geldscheinen und Staatspapieren. Man glaubte schon lange bemerkt zu haben, dass Valuta ins Ausland geschmuggelt wurde. Mussolini war ausser sich, als er von dem geplanten Coup hörte. Er berief den Polizeichef Bocchini zu sich und gab Order, dass die Sache mit aller Energie verfolgt werden solle.

«Gern», antwortete der Beamte sich verbeugend. «Aber darf ich mir freie Hand ausbitten?»

«Sie haben sie!»

«Auch gegen politisch geschützte Personen?»

«Ja!»

«Auch gegen Mitglieder Ihrer eigenen Familie, Duce?» Der Staatschef erbleichte, aber nickte zustimmend.

Die Untersuchung führte auf die Gräfin Edda Ciano zurück, die teure Lebensgewohnheiten hatte und sich gerade damals in einem Kreis nicht allzu feiner Geschäftsleute bewegte. Und was geschah? Die Gräfin Ciano verschwand auf einige Zeit aus Rom und ging nach Capri – und die Sache verlief im Sande.

Die Ursache zu dem furchtbaren Leichtsinn, womit der Duce gegen den Rat der Freunde und Feinde sein Land in den Krieg stürzte, muss in seiner festen Überzeugung gesucht werden, dass der Krieg höchstens einige Wochen dauern würde. Für einen solchen Feldzug durften die vorhandenen Vorräte reichen – und sollte der Krieg länger dauern, so gab es zwei Auswege. Man könnte «sich selbst servieren» aus den französischen Vorräten. Und man könnte Hilfe bekommen von dem grossen und mächtigen Bundesgenossen im Norden. Es wird schon gehen, wenn man nur Glück hat!

Der schwarze Schlagschatten des Krieges lag über dem herrlichen Land, aber noch deutete alles auf Frieden – bis auf die nächtlichen Überfliegungen Roms, die unmittelbar nach der Kriegserklärung folgten. Es waren französische Maschinen, die diese Geste gegen die lateinische Schwester machten, welche Frankreich in der schwersten Stunde seiner Geschichte in den Rücken gefallen war. Aber die Flieger warfen keine Bomben ab, sondern nur Flugblätter. Und auf diesen lasen die Italiener: «Wir hassen euch nicht, aber wir werden euch niemals verzeihen, dass ihr euch durch den Hochmut eines einzigen Mannes zu so einem Verbrechen habt verleiten lassen!» Fünf Nächte hindurch kamen die Flieger, pünktlich wie ein Uhrwerk, und sie wurden mit einem Sperrfeuer empfangen, das reichlich missglückt war. Dann war es zu

Ende. Am 17. Juni konnten die Abendzeitungen triumphierend mitteilen, dass Frankreich die Waffen niedergelegt hatte. «Heute Nacht können wir ruhig schlafen!» sagte mein Pförtner, ein ehemaliger Unteroffizier, und strich sich seinen martialischen Schnurrbart. Aber auf alle Fälle konnten nicht alle Italiener ruhig schlafen. Denn gerade in diesen Tagen, als Frankreich Deutschland bereits um Waffenstillstand gebeten hatte, kommandierte Mussolini seine Truppen zum Angriff auf die französische Grenze. Einige Alpenbefestigungen wurden genommen und Mentone erobert. Siegestrunkene Berichte von der Front – «A Mentone con i vincitori!» – begannen die Zeitungsspalten zu füllen, geschrieben mit einem Pathos, das die Südländer lieben und das der Faschismus zu seinem führenden Stilprinzip gemacht hat. – «Più forte, ancora più forte», sagte man auf den Propagandabüros, wenn jemand versuchte, einen gemässigten Ton anzuschlagen. Letzten Endes ging dieser Stil zurück auf einen Mann, der zwar Französisch schrieb, aber doch Italiener war. Wenn Napoleons Bulletins nicht die weltumstürzenden Siege zum Hintergrund gehabt hätten, dann würden sie ja in ihrer Selbstgefälligkeit grotesk gewirkt haben:

«Soldaten, ich bin zufrieden mit euch! – ‚Unmöglich‘ ist kein französisches Wort! – Er war mit bei Austerlitz – voilà un brave!» Aber Napoleon hatte so viel Takt, dass er diese Prosa nicht bei jedem kleinen Scharmützel an wandte. Das ist eine Sache, die seine modernen Schüler übersehen haben. Für sie ist jedes Gefecht ein Austerlitz. Nur sublime Einzelheiten durften in den Kriegsberichten vorkommen, während die grotesken oder rein menschlichen Züge, aus denen der Krieg wohl zum grössten Teil

besteht, soweit wie möglich verschwiegen wurden. Die Eroberung von Mentone war keine grosse Heldentat. Das Ganze beschränkte sich auf die Besetzung eines kleinen Streifens Land von einigen hundert Metern Breite und ein paar Kilometern Länge. Aber in den Zeitungen wurde die Eroberung als eine der grössten Waffentaten des Jahrhunderts geschildert. Und kurze Zeit darauf, als man notdürftig wiederaufgebaut hatte, was man während des dreitägigen Kampfes zerschossen hatte, wurde das italienische Volk aufgefordert, nach dieser Stadt zu wallfahren: «Kommt und seht euch eure neuen Besitzungen an!»

Ich hatte Gelegenheit, eine Reise dorthin zu machen. Der mich begleitende Offizier legte seine Stirn in ernsthafte Falten, als wir dem Ziele näherkamen, und sagte: «Mein Herr, ich bereite Sie darauf vor, dass der Krieg kein Menuett ist!» Er hatte recht. Die kleine hübsche Stadt zwischen Oliven und Zitronen glich am allerwenigsten einem Ballsaal. Überall begegnete das Auge rauchgeschwärzten Mauern und zerschossenen Häusern. Aber einen noch widerwärtigeren Eindruck machten die bunten Papierstreifen, mit denen man diese Ruinen überschmiert hatte, und die in allen Tonarten das Lob des Faschismus sangen: «Es lebe der Duce! Es lebe der Faschismus! Es lebe der König und Kaiser!» Es gibt gewisse Handlungen, die schlimmer als andere sind, weil sie sich gleichzeitig gegen Moral und Ästhetik versündigen. Eine solche Handlung war die Papierorgie, womit der Faschismus seinen Einzug in Mentone feierte.

Ich traf dort einen italienischen Cafésbesitzer. Er war einer der wenigen Zivilbewohner der Stadt, die im Übrigen fast nur von Militär bevölkert war. Er schlug mir Geschäfte mit französischem

Kognak vor, der eingekauft und in Nizza in Erwartung besserer Zeiten gelagert werden sollte. Ich lehnte ab, denn ich war zwar überzeugt, dass es eine glänzende Idee sei, aber ich war nicht ebenso sicher, dass ich jemals meinen Anteil am Gewinn sehen würde. Stattdessen lenkte ich das Gespräch über auf die Feldzüge in Griechenland und Nordafrika, die gerade eine für die Italiener weniger erfreuliche Wendung genommen hatten. Wie sollte es werden, wenn sie so weiter machten, wie sie angefangen hatten?

«Das hat gar keine Bedeutung», sagte er kalt. «All das sind Angelegenheiten zweiten Ranges! Tout ça, ce sont des affaires secondaires!»

Er hatte nämlich vor dem Kriege in Mentone gewohnt und war sehr stolz auf sein Französisch!

Auf der anderen Seite der Grenze, in Bordighera, traf ich einen anderen Cafébesitzer. Er war zwar antifaschistisch, aber die Propaganda hatte doch ihre Wirkung getan. Denn nachdem wir ein Gläschen geleert hatten, sah er mich mit funkelnden Augen an und sagte:

«Signore, haben Sie eines bedacht? Deutschland brauchte drei Wochen, um Frankreich zu besiegen – wir brauchten nur drei Tage!».

Er machte eine Pause:

«Und die Maginotlinie», fügte er mit einer Geste gegen den Fussboden hinzu, «war so hoch. Die Alpen dagegen so hoch!» und dabei machte er eine andere Geste gegen den Himmel.

Italien hatte Frankreich Ende Juni Waffenstillstand gewährt. Die Zeitungen veröffentlichten Fotos von der Villa Incisa, wo er unterzeichnet wurde. Es waren beredte menschliche Dokumente. Die französischen Delegierten sahen aus wie Menschen unter einem Alpdruck! Und sicher war dieser Augenblick bitterer für sie als der, den sie kurz vorher in Compiègne erlebt hatten

Der Sommer 1940 zog vorüber, golden und voll heisser Sonne – ohne dass England fiel. Wie eine alte Dame sagte: «l’Inghilterra è troppo universale» – England ist zu universal! So kam der Herbst und mit ihm ein Ereignis, das vielleicht auf die Dauer den Ausgang des Krieges entscheiden sollte.

Italien erklärte Griechenland den Krieg!

Es ist jetzt unmöglich zu sagen, welche Wendung der grosse Krieg genommen haben würde, wenn Italien diesen Krieg nicht begonnen hätte. Aber man kann sich ja erlauben zu kannegiessern. Wenn der griechische Krieg nicht gekommen wäre, würde wahrscheinlich die ganze Balkanhalbinsel ruhig geblieben sein. Dass Deutschland keine Beunruhigung dieser lieferungskräftigen Ecke



Europas wünschte, ist durchaus sicher. England war zu sehr mit seinem Luftkrieg beschäftigt und mit der Bedrohung Ägyptens durch Graziani, als dass es in diesem Teil der Welt Versuche zur Erweiterung des Krieges machen konnte. Und dass gar einer der Balkanstaaten selbst sich nach Deutschlands vernichtenden Siegen über Polen, Holland, Belgien und Frankreich in Abenteuer stürzen würde, war zum mindesten unwahrscheinlich. Während des Winters 1939/40 habe ich nicht wenige Vertreter dieser Nationen getroffen – Bulgaren, Griechen und ein junges Ehepaar aus Albanien. Die Albaner bevorzugten Fan Noli, den sie als einen frommen katholischen Mystiker ansahen, vor König Zogu, von dem sie sagten, dass er ein raubgieriger Abenteurer sei, der Mussolini hinters Licht führen wollte, aber dann von dem Duce verabschiedet wurde, als der Schwindel zu toll wurde. Gegen die italienische Herrschaft hatten sie eigentlich nichts einzuwenden. Die Bulgaren, ein paar reizende Menschen mit hoher Kultur, waren völlig unparteiisch in der Frage Deutschland kontra Westmächte. Möglich, dass sie eine gewisse Neigung für Moskau hatten, aber vor allem wünschten sie in Ruhe und Frieden zu leben. Die Griechen waren zwei Brüder, die ich schon lange kannte. Der eine war Arzt in Athen, der andere Tabakpflanzer in der Gegend von Saloniki. Beide konnten sich nur zu gut des vorigen Krieges erinnern, als sie aus ihrer Heimatstadt Monastir fliehen mussten, um ihr Leben der Reihe nach vor den Bulgaren, den Serben, den Franzosen und den Engländern zu retten, indem sie sich in Sümpfen und Bergen versteckten. Beide schworen darauf, dass kein griechischer Staatsmann an neue Abenteuer dachte nach all den Kriegen, die Griechenland seit 1898 auszukämpfen hatte.

Nein, keiner von denen, die am nächsten davon berührt wurden, wünschte einen Krieg auf dem Balkan. Und wie wäre es gegangen, wenn der Krieg nicht gekommen wäre? Dann hätte Deutschland nicht Italien aus den Schwierigkeiten zu retten brauchen, in die sich dieses verwickelt hatte. Dann wäre der Frühjahrsfeldzug gegen Griechenland und Jugoslawien ausgeblieben. Dann hätte der Krieg gegen Russland einen Monat oder sechs Wochen früher beginnen können. Und dann hätten die Deutschen vielleicht vor Einbruch des Winters in Moskau gestanden. Denn dass nur der vorzeitige Winter sie an der Vollendung des Siegeszuges an der Ostfront hinderte, ist möglich.

Mit einem Wort: Der ganze neue Weltkrieg hätte einen anderen Verlauf nehmen können, wenn dieser Krieg auf dem Balkan nicht gekommen wäre, dieser Krieg, den niemand wünschte. Aber er kam! Als Hitler am Vormittag des 28. Oktober 1940 in Florenz eintraf, um Mussolini zu treffen, konnte dessen Schwiegersohn ihm stolz die frohe Botschaft überbringen, dass der Krieg gegen Griechenland am gleichen Morgen um vier Uhr begonnen habe. In ungefähr einer Woche würde man in Athen stehen!

Was Hitler auf diese Nachricht antwortete, ist nicht bekannt. Aber daraus, dass das deutsche Volk erst einige Tage später erfuhr, was geschehen war, kann man vielleicht den Schluss ziehen, dass die Antwort nicht allzu schmeichelhaft war.

Der Angriff auf Griechenland war ein Verbrechen gegen zwei Länder, gegen Griechenland und gegen Italien.

Er war ein Verbrechen gegen Italien, teils weil der italienische Gesandte in Athen seine Regierung die ganze Zeit richtig informiert hatte, teils weil der Krieg mit den miserabelsten Vorberei-

tungen und zu der ungünstigsten Jahreszeit begann. Ein einziges Armeekorps, schlecht verproviantiert und in Sommeruniformen, sollte am 28. Oktober den Marsch nach Athen beginnen, als Schnee und Regen bereits die Wege in Albanien in Morast verwandelt hatten. Warum gerade an diesem Tage und in der schlechtesten Jahreszeit? Darum, weil es der Jahrestag des «marcia su Roma», des faschistischen Marsches auf Rom war!

Und von diesem Unternehmen sagte Ciano am gleichen Morgen voll Stolz: «Questa è la mia guerra!» Dies ist mein kleiner Krieg!

Der Krieg in Griechenland drohte zu einer Katastrophe für die Achsenmächte zu werden.

Die schlecht ausgerüsteten italienischen Soldaten stritten sicherlich mit der ruhigen und demütigen Tapferkeit, die sie auszeichnet, denn, wie G. A. Borghese sagt: Der Italiener ist gar kein schlechter Soldat, er glaubt es nur. Auch die Offiziere taten wohl, was sie konnten. Aber jeder Tag brachte neue Fehlschläge mit sich. Nicht einmal die Mitteilung, dass Graf Ciano selbst an die Front gefahren sei, konnte die Glücksgöttin zu einem freundlichen Lächeln bewegen. (Übrigens begnügte sich der Graf damit, nach Brindisi zu fahren, wo er in Gedanken an die englischen Flieger einen bombensicheren Keller für sich bauen liess.) Im Dezember legte der Generalstabschef Badoglio sein Amt nieder, um seine Gefühle für das Regime zu dokumentieren, das diesen «kleinen Krieg» gestartet hatte. Von da an sprach man in den Zeitungen von ihm nur noch als von «einer nunmehr arbeitslosen Person».

Und immer weiter jagten die Griechen ihre Gegner von einer Stellung in die andere in Albanien. Schliesslich ging es soweit,

dass die Franzosen jenseits des eroberten Mentone ein Plakat mit der Inschrift aufstellten «Grecs! Arrêtez-vous! Ici la France!» Griechen! Halt! Hier beginnt Frankreich!

Aber in einem Punkte waren die Griechen schwächer, nämlich zur See. Die kleinen Inseln im Adriatischen Meer wurden eine nach der anderen von der Flotte und der Flugwaffe der Italiener erobert. Das war einfach unvermeidlich. Jede einzelne dieser Eroberungen – die meisten waren völlig unblutig – wurde in der faschistischen Presse als ein Ereignis im Range Abukirs und Trafalgars begrüsst, und von den Korrespondenten in Bukarest, Budapest und Sofia wurde telegraphiert, welch tiefen Eindruck diese Serie von Erfolgen machte!

Man erzählt sich zwei Episoden von diesem Seekrieg. Die eine ist womöglich legendarisch, obgleich die Wahrscheinlichkeit für sie spricht. Die andere ist so wahr wie möglich, da die italienische Presse sie selbst mit allen Zeichen des Stolzes berichtete.

Die erste Episode soll sich auf einer der kleineren griechischen Inseln abgespielt haben, über der einige Flugzeuge einen drohenden Kriegstanz ausführten. Durch abgeworfene Proklamationen wurde die Bevölkerung aufgefordert, sich ohne Widerstand zu ergeben. Um den guten Willen zu zeigen, sollte man die Flagge der Eroberer deutlich sichtbar auf dem Rathaus hissen. Einige Augenblicke später wehte eine Fahne auf dem Dache des Rathauses. Es war aber nicht die italienische Trikolore, es war die Hakenkreuzflagge!

Die andere Episode, welche ausführlich in der italienischen Presse jener Tage geschildert wurde, ereignete sich auf Korfu, der grössten und wichtigsten der adriatischen Inseln, wo Mussolini

1923 seine kriegerische Expansion begann, indem er die Stadt in seinem Zorn bombardieren liess, weil an der Grenze zwischen Albanien und Griechenland ein paar italienische Beamte getötet worden waren. Diesmal wollte man keine Gewalt anwenden gegen die reiche Insel der Phäaken, wo Odysseus Nausikaa traf. Diesmal begnügte man sich damit, dass man ungefähr hundert Flugzeuge über Korfu kreisen liess, die Aufforderungen an die Bevölkerung, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, abwarfen. Von der Insel wurde signalisiert, dass man die Bedingungen annähme. Sofort öffneten sich die Seiten der kreisenden Flugzeuge, und statt Bomben senkte sich über Odysseus und Nausikaas Insel ein Regen von vielfarbigen Blumen – weisse, grüne und rote. Jede «Blume» war ein italienischer Soldat, der in weiss, grün oder rot gekleidet war. Und als alle Blumen gelandet waren «in völliger Ordnung und mit militärischer Präzision», wie man in der Presse hervorhob, «sahen die erstaunten Einwohner dieser alten Insel, dass sie zusammen die italienische Trikolore bildeten, die Fahne, nach deren Schutz sie so oft geseufzt hatten!»

Es ist wohl ziemlich selten, dass die moderne Kriegskunst sich Lehren der Regiekunst der grossen Revuetheater zu eigen macht.

– Es liegt nicht im Rahmen dieser Aufzeichnungen, ausführlich die Balkanereignisse vom Frühling 1941 zu schildern, die eintraten, nachdem der Stein nach Deutschlands Eingreifen ins Rollen gekommen war. Griechenland wurde zu Boden geschlagen, Jugoslawien wurde besetzt und in Interessensphären aufgeteilt. Endlich hatte Italien das «Faustpfand», wovon Graf Ciano geträumt hatte, aber ein Pfand, das zu einem wirklichen Danaergeschenk werden sollte. Italien durfte grosse Küstenstrecken in Istrien besetzen und sich die Provinz Laibach einverleiben. Ausserdem wurde unter italienischer Oberhoheit das unabhängige Königreich Kroatien gegründet.

Man könnte glauben, dass dies eine nette Abzahlung sei auf die Summen, die der Krieg dem Lande bisher gekostet hatte. Das Traurige an dieser Abzahlung war nur, dass sie in Papiervaluta ausgezahlt wurde – noch dazu in einer neugeschaffenen, der sogenannten Kuna, was soviel wie Silbermarder bedeuten soll. Dieses Raubtier soll in Kroatien wegen seines Pelzes sehr geschätzt sein und ebenso anwendbar als Wertmesser wie das Silber selbst.

Dieser Wertmesser hat nur ein kleines Aber. Man muss nämlich das Tier erst schiessen, bevor der Pelz auf den Markt kommen kann. Das Beispiel mit dem Bären liegt hier als Vergleich sehr nahe. Bisher dürfte Italien nicht sehr viele Kunas aus dem neuen Vasallenstaat herausgeholt haben. Auf alle Fälle kann man sie nicht leicht umwechseln in Lire. Dafür bekam ich einen Beweis, als ich eines Tages in der Banca di Roma stand. Drei kleine katholische Schwestern von irgendeinem Orden kamen herein und schlichen an die Kasse. Aus ihren tiefen schwarzen Handtaschen holten sie eine Anzahl Geldscheine hervor, die noch schöner als Postkarten aussahen. Der Kassierer hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er auch schon mit den Händen abwehrte:

«Nein, Mutter, die nehmen wir nicht an!»

«Aber es sind doch Kunas von Kroatien, Italiens Vasallenstaat... »

«Die müssen Sie in Zagreb wechseln, Mutter!»

Die kleinen Nonnen schlichen ebenso still davon, wie sie gekommen waren. Aber es sah nicht so aus, als ob sie überrascht gewesen wären.

Im April und Mai 1941 war plötzlich in den römischen Zeitungen der Name eines vor langen Jahren in einem slavischen Lande verstorbenen Monarchen aufgetaucht. Er hiess Zvonimir und hatte seiner Zeit die wilden Kroaten zu Christen gemacht. Kurz vorher waren beim Duce «tief aufgewühlte» Telegramme eines kroatischen Herrn namens Ante Pavelitj eingetroffen. Dieser Herr hatte jedoch keinen nennenswerten Beitrag zur Vollendung von Zvonimirs Werk geliefert, eher hatte er das Gegenteil erreicht, könnte man sagen.

Nach dem Marseiller Anschlag gegen König Alexander, den er geleitet haben soll, hatte er in Italien gelebt, welches in diesem Punkte unter Mussolini eine schöne Tradition der Schweiz und Hollands übernommen hatte, nämlich politischen Flüchtlingen Gedanken-, Rede- und andere Freiheiten zu gewähren. Dagegen war absolut nichts zu sagen, solange jeder andere aus dem entgegengesetzten Lager eine zweite Heimat in der UdSSR oder – wie in den meisten Fällen – in dem Frankreich der Volksfront fand.

Man sagt, dass anfänglich die Absicht bestand, Kroatien mit Italien in einer Personalunion unter König Viktor Emanuel zu vereinigen. Anscheinend hat der Plan Dr. Pavelitj nicht behagt, der fürchtete, in diesem Falle zu wenig Macht zu bekommen. Da also dieser Gedanke nicht realisiert werden konnte, beschloss man, einen Mittelweg zu gehen. Mit Mussolini und Pavelitj als Gevattern wurde das unabhängige Königreich Kroatien geboren (mit der Kuna als Valuta), und Herr Pavelitj, der unterdessen den Titel Poglavnik erhalten hatte, kam an der Spitze einer kroatischen Delegation nach Rom, um im Namen des Landes dessen Krone einem Verwandten des Königs und Kaisers anzubieten, je näher verwandt desto besser.

(Poglavnik soll bedeuten «Führer». Die italienischen Zeitungen taten, was sie konnten, um das Wort richtig zu schreiben und mit der Zeit wurde das Resultat immer besser.)

Herr Pavelitj kam nach Rom, um eine Krone zu vergeben. Wenn aber jemand glaubt, dass es deswegen zu einem Bruderkrieg im Hause Savoyen kam, so irrt er sich. Es gab nicht ein einziges männliches Mitglied dieses Hauses, das sich nicht mit Händen und Füßen gegen dieses Geschenk wehrte. Sie führten viel-



leicht nicht gerade ein üppiges Leben auf ihren kleinen Schlössern und schon gar nicht am Hofe ihres hohen Verwandten, der wegen seiner Sparsamkeit bekannt und gefürchtet war. Aber als es um die kroatische Krone ging, sagten sie alle mit einer Geste wie der Graf in alten Romanen, wenn die Tochter ihm eine Mesalliance vorschlägt: «Alles, nur das nicht!» Seine Majestät war verzweifelt. Er stand zwischen der unerbittlichen Naturkraft Mussolini (mit Dr. Pavelitj hinter sich) und der scheinbar unüberwindlichen Antipathie seiner Verwandtschaft gegen die Königswürde. Schliesslich sprach er ein Machtwort. Was es enthielt – ob eine Drohung mit Versetzung nach Afrika oder mit einem Gouverneursposten im besetzten Griechenland – ist unbekannt. Auf jeden Fall entschloss sich einer der Prinzen zu akzeptieren. Sein Name war Aimone von Savoyen-Aosta, ein Bruder des unglücklichen jungen Vizekönigs von Abessinien, der im Jahre darauf in englischer Gefangenschaft sterben sollte. Der Vater der beiden Prinzen war König Viktors Vetter Emmanuele Filiberto und die Mutter die Prinzessin Hélène aus dem Hause Orléans. Sie war schwer tuberkulös und vererbte die Anlage auf ihre beiden sympathischen Söhne.

Vor seiner Erhebung zum König von Kroatien war Prinz Aimone Herzog von Spoleto. Sein erstes Wort nach der Erhebung zum Regenten war: «Mit keinem Fusse werde ich Zagreb betreten!»

Dieses Gelöbnis hat er gewissenhaft gehalten. Bis heute haben die Kroaten keinen Schimmer von ihrem geliebten Monarch gesehen. Ihr Poglavnik hat sie mit Hilfe seiner Ustaschis selbst regiert. Wie weit ihm das gelungen ist, geht daraus hervor, dass die

Züge durch Kroatien – z.B. nach Budapest – nach dem, was ich von Freunden gehört habe, mit höchstens 30 Kilometer Geschwindigkeit fahren, um auf der Stelle stoppen zu können, falls etwas passieren sollte. Was kann denn passieren in einem so gut regierten Lande? Ach, das weiss man nicht! Aber sicherheitshalber stehen an den Eisenbahnlinien alle hundert Meter einige Soldaten.

Man konnte sich nur schwer einen düsteren Tag für die Königs wahl vorstellen als diesen Maitag in Rom. Von morgens bis abends strömte der Regen leise und unerbittlich vom Himmel. Tausende von Fahnen und Flaggen, womit man die Stadt geschmückt hatte – die grossen auf dem Corso, die kleinen in den Nebenstrassen und die ganz kleinen Wimpel auf den Strassenbahnwagen – troffen wie nasse Katzen. Aber mitten durch diese schlaffe Pracht zog heute wie an allen Tagen die kleine albanische Leibwache in ihren pittoresken Kostümen hinauf zum Quirinal, um den Schutz des gnädigen Kaisers und Königs zu übernehmen.

Denn dieser Herrscher war nicht nur König von Italien und Kaiser von Abessinien, welches gerade in jenen Tagen fiel, sondern auch König von Albanien.

«Mbret» soll es auf Albanisch heissen, eine Verdrehung von Imperator.

Während dieses ganzen Winters hatte das italienische Volk neben den blutigen Dramen, zu denen seine Führer es einluden, Gelegenheit, ein wundervolles Schauspiel eigener Art zu geniessen. Jeden Abend gleich nach Sonnenuntergang zeigte sich im Osten ein Zwillingstern, eine Kombination zweier Himmelskörper, die das ganze Gewölbe mit ihrem Glanz erfüllte, während sie langsam ihren Weg nach Westen weiterwanderte. Nach Aussage der Zeitungen hatte man so eine Erscheinung seit 250 Jahren nicht gesehen, also seit der Zeit, da die Türken Wien belagerten. Jupiter und Saturn, die beiden grössten Planeten, hatten sich zusammengetan und wanderten nun wie zwei Mitregenten über den Himmel, wo die Sterne sich verneigten und ihnen Platz machten. Was hatte das zu bedeuten? Dass es etwas zu bedeuten hatte, war jedem klar in diesem Lande, wo der Katholizismus keineswegs den Glauben an Omen und Mirakel ausschliesst. Konnte es mehr als eins bedeuten? fragten die Astrologen. War es nicht ein himmlischer Abglanz des Bündnisses zwischen den beiden grössten Männern der Erde, Mussolini und Hitler? War es nicht ein Zeichen dessen, dass

sie unter dem Schutz einer höheren Macht standen, solange sie ihre schicksalhafte Tat vollführten? Ja, ganz gewiss!

Aber konnte diese Kombination in Ewigkeit bestehen? fragten die Nichtgelehrten. Sie bekamen zur Antwort, dass diese Kombination sich im März 1941 auflösen würde. Und die Folge war, dass viele Italiener diesem Tage mit der Hoffnung entgegensahen, dass der Scheidung am Firmament eine gleiche auf der Erde folgen möge...

Aber die Astrologie enttäuschte nochmals die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte! Saturn und Jupiter trennten sich, aber die Doppelkönige auf der Erde setzten ihr Spiel fort – wenn auch mit einem Tauziehen, das den ganzen Krieg hindurch dauern sollte.

Deutschlands Absichten waren nach Osten gerichtet, Italiens nach Süden. Aus diesem Kraftparallelogramm war durch Graf Cianos Initiative und den daraus folgenden Konsequenzen eine Resultante entstanden: der Krieg im Südosten. In gewissem Sinne hatte er günstige Wirkungen für Italien. Der Druck in Afrika war etwas leichter geworden, weil die Engländer gezwungen wurden, ein Hilfskorps nach Griechenland zu schicken. Aber jetzt war der griechische Krieg zu Ende. Italien, so sagten die Zeitungen, hatte sich mit unvergänglicher Ehre gekrönt, «indem es den grössten Teil der feindlichen Verbände und des Materials verbraucht hatte, bis die schliessliche Entscheidung fallen konnte...» Italien war mit anderen Worten der Pikenier gewesen, der den gewaltigen griechischen Stier müde kämpfte, bis der Matador dem Tier den Todesstoss versetzen konnte... Nun lag er am Boden und badete in seinem Blute. Die italienische Trikolore wehte über vielen griechischen Städten.

chischen Plätzen und sollte nach kurzer Zeit sogar über der Akropolis wehen. War da nicht der Augenblick gekommen, den Krieg weiter in den Mittelmeerraum zu tragen? Die Engländer aus Ägypten zu vertreiben und das ganze französische Nordafrika zu besetzen?

Ja! sagten die Italiener, ohne im Geringsten zu zögern.

Nein! antworteten die Deutschen. Wir werden schon zur gegebenen Zeit mit den Engländern abrechnen! Aber vorher müssen wir noch eine andere Sache erledigen. Wie würde es sonst gehen, wenn wir England angriffen und Russland uns inzwischen überfiele? Bevor wir nach England gehen, müssen wir das russische Problem ein für allemal gelöst haben! Aber unser Gesandter Rosso in Moskau, auf den man sich verlassen kann, hat rapportiert, dass Russland sich nicht von der Stelle rühren wird, sagten die Italiener.

Wir haben andere Nachrichten, antworteten ihre Bundesgenossen. Die Russen werden marschieren. Vielleicht nicht gleich, aber wenn der Kampf auf seinem Höhepunkt ist und wir am intensivsten darin verwickelt sind, dann gedenken sie uns zu überfallen. Und dann haben wir den Zweifrontenkrieg, den wir absolut vermeiden wollen. Darum müssen wir erst gegen Russland gehen.

So stritten sich also Saturn und Jupiter in diesem Vorsommer 1941.

In gewisser Beziehung kann man den Italienern in ihrem Gedankengang recht geben.

Sie wussten, dass sie das schwächere Glied in der Kette waren, sie wussten, dass, wenn dieses England, das die tägliche Presse als ein Land verlebter Aristokraten bezeichnete, welche fünfmal am

Tage assen und sich in den Bombenkellern mit Whisky betranken – sie wussten, dass, wenn dieses Land sich nach den furchtbaren Schlägen wieder erheben würde, es sich dann gegen sie wenden würde. Vielleicht nicht schnell, vielleicht langsam und mit vielen Rückschlägen, aber stattdessen mit der ganzen furchtbaren Zähigkeit, dank welcher England noch nie einen Krieg verloren hat. Das wussten sie. Und ausserdem stellten sie fest, dass sie noch keinen Schimmer von der Verwirklichung der «nationalen Aspirationen» gesehen hatten. Frankreich sass weiterhin in Tunis und auf Korsika, ja, sogar in Nizza, von dessen Befreiung eine «bis auf Weiteres in Rom» herausgegebene Zeitung «Il Nizzardo» unaufhörlich predigte. War es nicht an der Zeit, ein für allemal mit diesem hochmütigen Frankreich abzurechnen – auf dem Festlande und in Afrika? Es war sogar höchste Zeit! Alles andere konnte warten.

So sprach man in Rom, aber in Berlin wollte man davon nichts hören. In Berlin hatte man ganz andere Pläne. Man hatte Frankreich besiegt, aber man wollte eine Zusammenarbeit mit Frankreich. Letzten Endes – das sagte man nicht laut in Berlin, aber man dachte es, und Rom wusste, dass man es dachte – war doch Frankreich trotz siebzigjähriger Überschwemmung von Negern und Juden ein ganz anderer Militärstaat als Italien. Ein Frankreich, das mit Deutschland zusammenarbeitete, würde die Lösung aller Schwierigkeiten bedeuten. Darum wollte man sich nicht allzu sehr übereilen... Irgendwann in der Zukunft könnte Italien seine Kompensationen bekommen – nicht alle, aber doch einige. Und so könnte aus dem etwas spröden Zweiklang Berlin-Rom ein Dreiklang werden.

Hinterher ist es leicht zu sehen, dass Italien vermutlich recht hatte. Hätten die Achsenmächte Nordafrika bis nach Marokko besetzt – noch hatte man ja die Passage von Sizilien nach Tripolis fest in seiner Hand – so hätten die Amerikaner später nicht so leicht an Land gehen können. Und hätte man die Lieferungen nach Afrika im Sommer 1941 forciert, statt ein Jahr später, wäre es möglich gewesen, dass das Niltal in die Hände der Achsenmächte gekommen wäre und dass der Krieg dadurch eine andere Wendung genommen hätte. Was dann geschehen sollte, war bereits in allen Einzelheiten ausgearbeitet – doch davon später mehr. Was in diesem Zusammenhang interessiert, ist, dass die Achsenmächte sich im Frühjahr 1941 damit begnügten, ihre Positionen in Afrika zu halten, während Deutschland am 22. Juni gegen Russland los schlug.

Diese Nachricht traf den gemeinen Mann in Italien wirklich wie ein Donnerschlag. Es war ein heisser Sonntagmorgen, und die Zeitungen, die an diesen Tagen gewöhnlich übriggebliebenen Stoff vom vorigen Tage bringen, hatten nichts zu melden. Aber als der Rundfunk um ein Uhr in dem gewöhnlichen, allzu kraftvollen Tonfall Nachrichten sandte und die schicksalsschweren Worte der Hitlerproklamation an das deutsche Volk durch die Strassen Roms dröhnten – da wurde es still wie in der Kirche. Vielleicht noch stiller, denn die römischen Kirchenbesucher zeichnen sich nicht durch grössere Ruhe aus, sie rühren sich hin und wieder, sie unterhalten sich miteinander und machen ab und zu an geeigneten Stellen das Zeichen des Kreuzes. Aber die Strassenpassanten müssen gefühlt haben, dass dies einer der grossen Augenblicke in der Geschichte war, denn sie standen plötzlich still und schwiegen. Sie drängten sich wie behext vor den Bars, durch deren offene Tü-

ren die Radiostimme dröhnte. Selbst Gigli hätte die Menge mit seiner Stimme nicht so bezwingen können. Aber während man Gigli, dem Abgott der Römer, hinterher mit Orkanen von Rufen «bis, bis, Gigli, Gigli!» huldigt, so herrschte das Schweigen des Todes, als die Radiostimme nach dieser Nachricht verstummte. Endlich hörte ich einen Römer einem anderen zuflüstern:

«Cosa ne pensi?» Was denkst du darüber?

«Penso che finirà male!» antwortete der andere. Dass es schlimm ausgeht!

Das dachten jedoch nicht die Zeitungen, als sie endlich am nächsten Tage um zwölf Uhr erschienen. Sie brachten wie gewöhnlich die sensationellsten Neuigkeiten von allen Plätzen, wo sie Korrespondenten hatten oder haben konnten, von Berlin, Bukarest, Warschau und Helsinki, wie sie Helsingfors immer nennen. (Helsingfors ist die schwedische Bezeichnung für das finnische Helsinki. Anm. d. Übers.) Die Deutschen standen bereits tief in den von den Russen im Jahre vorher besetzten Gebieten. Kischinew war genommen, Odessa bedroht. Die russischen Truppen gaben sich massenhaft gefangen, froh der Bolschewikentyrannie im Allgemeinen und den politischen Kommissaren im Besonderen zu entgehen. Hinter den russischen Linien herrschte hoffnungsloses Chaos, und man sagte, dass die deutschen Flieger über Moskau dichten, schwarzen Rauch aus den Schornsteinen des Kremls hätten aufsteigen sehen. Stalin und seine Mithelfer verbrannten in grösster Hast ihre kompromittierenden Papiere... Allmählich wurde der Ton nüchterner. Und nach einer Woche, als die ersten deutschen Frontberichte kamen, war er bemerkenswert gemässigt.



In der neu entstandenen Situation war es der italienischen Allgemeinheit am sympathischsten, dass sie selbst nicht aufgerufen wurde, an diesem Kriege teilzunehmen. Bis auf Weiteres durfte sie in sicherem Abstand vom Brandherd den Zuschauer spielen.

Mein Freund, der Kaffeehausbesitzer in Mentone, hatte herablassend von zwei «Angelegenheiten zweiten Ranges» gesprochen, der griechischen und der afrikanischen, die im Grossen und Ganzen keine Bedeutung für den Ausgang des Krieges haben würden. Die eine, die griechische, wurde im Frühjahr 1941 von den Deutschen liquidiert. Die andere dagegen war nicht leicht und bequem zu erledigen. Sie sollte sich im Laufe der Zeit zu einer erstrangigen Aktion entwickeln!

Im Dezember 1940 waren die Engländer überraschenderweise auf allen afrikanischen Kriegsschauplätzen zum Angriff übergegangen. Am 4. Januar nahmen sie Bardia, und von Grazianis Truppen, die im Jahre vorher Ägypten bedroht hatten, fiel oder kapitulierte ein Drittel. Drei Tage später war Tobruk eingeschlossen.

Im Februar wurde Bengasi genommen und die Briten rückten vor an den Golf von Sydra. Gleichzeitig dröhnten die Kriegstromeln in Abessinien, Eritrea und im Somaliland. Im Februar fiel Mogadischu, der schöne italienische Musterhafen im Somaliland. Im März wurde Harrar, Abessiniens zweitgrösste Stadt, erobert.

Im April kam die Hilfe. Mit deutscher Phantasie und Gründlichkeit war das deutsche Afrikakorps gebildet worden, das für seine zukünftige Tätigkeit in Treibhäusern mit tropischer Wärme vorbereitet wurde. Der nordafrikanische Teppich wurde wieder aufgerollt, diesmal rückwärts. Bengasi wurde genommen, Tobruk eingeschlossen. Aber zu gleicher Zeit fiel Addis Abeba, die Hauptstadt des neuen Imperiums, welches so viel Blut gekostet hatte. Und die ganze Kolonie Eritrea mit dem Hafen Massaua und der Hauptstadt Asmara wurde erobert. Nicht nur Mussolinis neues Imperium lag in Schutt und Asche, auch Provinzen, die der Faschismus von seinen Vorgängern übernommen hatte, waren verspielt! Was bedeutete im Vergleich dazu die Niederlage der Engländer am Halfayapass, die sie drei Divisionen und zwei Drittel ihrer Panzerwagen kostete? Panzerwagen kann man ersetzen, Divisionen auch, aber ein verlorenes Imperium kann man nicht wieder aus dem Hut hervorzaubern!

Gerade in jenen Tagen traf ich meinen Freund T., der vor den Kartenauf der Via dell'Impero stand. Er sah zufriedener aus als je.

«Wenn du wissen willst, woher der Wind in einem diktatorischen Lande weht», sagte er, «dann musst du nachsehen, was für Inschriften aufgemalt werden und welche verschwinden müssen. Die Aufschriften auf den Wänden sollen ja den Ausdruck des Volks willens darstellen. Vier Jahre lang haben wir unzählige Aufrufe an den Mauern gehabt, mit den Worten ‚W il Fondatore dell'Impero!‘ Es lebe der Gründer des Imperiums! (Das W ersetzt in solchen Anschlägen das Evviva! Ein umgekehrtes W bedeutet Abbasso! Nieder mit...) Wenn du jetzt eine solche Aufschrift findest, kannst du sicher sein, dass sie halb ausgelöscht ist, wenn sie

nicht ganz und gar weggekratzt ist! ‚Il Fondatore dell’Impero’ ist im Begriff, ‚lo Sfondatore dell’Impero’ zu werden, der Totengräber des Imperiums. Nur ein S macht den ganzen Unterschied. Na, meinetwegen! Weisst du, was ich von diesem Krieg erhoffe?»

— «Nein.»

— «Dass wir hier in Rom wieder einen Kirchenstaat bekommen. Die modernen Geschichtsschreiber sagen soviel Schlechtes über den Kirchenstaat. Sie behaupten, er war der am meisten vernachlässigte Teil Italiens vor 1870. Ich frage dich auf Ehre und Gewissen: Gibt es wohl etwas, das schlechter regiert wird als die modernen Grosstaaten? Grosse Staaten sind ebenso unbehaglich wie Riesendamen. Der Homo sapiens hat zu wenig Gehirn, als dass er einen Grosstaat anders als im Ausnahmefall organisieren könnte. Unserem Lande wäre am besten mit Kleinstaaten gedient, wie wir sie vor 1870 hatten. Der Kirchenstaat war vielleicht nicht ebenso gut regiert wie die Toskana oder das Piemont. Aber das spielte keine Rolle, denn die Menschen waren zufrieden! Die Steuern waren zwar hoch, aber nicht zu vergleichen mit den Steuern in einem modernen Riesenstaat. Ausserdem bezahlte man sie ungefähr, wie es einem passte. Wollte man überhaupt nicht bezahlen, so ging man in die Berge und wurde Bandit. Die Banditen waren geachtete Personen, die in der Regel auf gutem Fusse mit den Gendarmen des Papstes standen. Es gab sogar so etwas wie einen ‚bandito d’onore‘, einen Ehrenbanditen, was sehr fein war und von edlem Charakter zeugte. Der Papst sorgte hin und wieder für Neubauten – nicht so viele wie heute, wo man dauernd abreisst und aufbaut – aber genug, und er sorgte für Feuerwerk und religiö-

se Festzüge. Die Löhne waren niedrig, aber die Preise waren auch angemessen. Das Volk konnte essen und trinken für die armseligen 'baiocchi', die es damals verdiente. Und das ist mehr, als man heute von dem Volk sagen kann!»

— «Ich finde, dass man immer noch ausgezeichnet lebt hier in Rom.»

— «Weil du Ausländer bist. Versuche, mit einem gewöhnlichen italienischen Einkommen zu leben, von dem bereits alle Steuern und Abgaben abgezogen sind, dann wirst du was anderes erleben !»

Ein Jahr war vergangen, seitdem Mussolini sein Land in den neuen Weltkrieg gestürzt hatte. Wie sah es aus in Italien nach diesen zwölf Monaten?

Äusserlich war alles verblüffend friedlich, so friedlich, dass ein zufälliger Besucher kaum hätte ahnen können, dass er sich in der Hauptstadt eines kriegführenden Landes befand, wenn nicht die allabendliche Verdunkelung gewesen wäre. Das ging anfangs un-leugbar auf die Nerven, als man überall die blaubemalten Lampen hatte. Sie verbreiteten ein abscheuliches Licht, das an die Hexenküche der Alchemisten erinnerte. Allmählich wurden sie ersetzt durch Lampen eines anderen Typs, und seitdem hatte man keinen Grund mehr, zu klagen. Und eines bewies die Verdunkelung mit voller Klarheit, nämlich das hohe moralische Niveau des italienischen Volkes. Während der drei Jahre, die ich in dem verdunkelten Lande wohnte, ist kaum ein Überfall im Schutze der Dunkelheit vorgekommen, kaum ein Raubüberfall und nicht ein Fall, wo Frauen angetastet wurden.

Abgesehen von der Verdunkelung, war alles wie im Frieden. Das Militär war nur ein unbedeutender Einschlag im Strassenle-

ben. Deutsche Reisende wollten kaum ihren Augen trauen, als sie diese Stadt ziviler Einwohner sahen! Ebenso konnten sie kaum begreifen, dass man wirklich alle Waren kaufen konnte, die in den Schaufenstern lagen. Noch gab es keine Rationierung. Die Restaurants Überboten sich gegenseitig mit leckeren Speisen zu annehmbaren Preisen. In einem besseren Restaurant war der Durchschnitt für ein Gericht fünf bis sechs Lire, für eine Mahlzeit à prix fixe etwa zehn Lire. Der Wein floss und kostete an den Produktionsstellen zwei bis drei Lire pro Liter, in den Stadrestaurants ungefähr das Doppelte. Natürlich waren die Preise im Vergleich mit denen von 1940 etwas gestiegen, und darüber klagten die Hausfrauen. Aber noch war kein Mangel, noch gab es keine «Schlangen». Keine Einschränkungen gab es in Bezug auf Warmwasser. Man konnte baden nach Belieben, sowohl im Hause wie in der Stadt. Die Theater und Kinos spielten vor vollen Häusern und immer noch gab man viele englischamerikanische Stücke, aber keine französische. Last not least konnte man sich ziemlich frei im Lande bewegen. Mit Ausnahme von gewissen Militärzonen durfte man sich seinen Aufenthaltsort nach Beheben wählen.

All dies beweist am besten, wie gross der Wohlstand Italiens war, bevor es Hals über Kopf in diesen sinnlosen Krieg gestürzt wurde.

Ausser den reinen Kriegsereignissen verdient eine Sache aus dem ersten Kriegsjahre näher beachtet zu werden, und das ist das Verhältnis zu Spanien. Man hatte in Italien grosse Hoffnungen auf das neue Falangistenreich geknüpft. Hatte man nicht selbst Gevatter gestanden bei der Geburt des neuen Regimes? Wäre es also

nicht mehr als gerecht gewesen, wenn Spanien seinen Dank erwiesen hätte, indem es an Italiens Seite in den Krieg gezogen wäre? Aus irgendeinem unerforschlichen Grunde schienen die Spanier das aber nicht einsehen zu wollen. Italiens Rechnung für die Hilfe im Bürgerkrieg belief sich auf Milliarden, und man präsentierte sie, aber die Spanier waren ebenso wenig bereit, ihre Ehrenschild zu bezahlen wie ein Hidalgo in einem alten Theaterstück! Immer wieder konnte man auf den ersten Seiten der Zeitungen lesen «Serrano Suner besucht die Achsenmächte! Serrano Suner trifft sich mit Mussolini in Bordighera!» Jedesmal erwartete man, dass die Spanier endlich den nationalen Schandfleck Gibraltar abwaschen würden! Hatte nicht Jules Verne in einer Erzählung die Festung von den Affen in Gibraltar erobern lassen? War es da zu viel verlangt, dass die Spanier es selbst tun sollten? Wenn England von Gibraltar vertrieben wäre, würde es mit seiner Macht im Mittelmeer zu Ende sein. Dann hätte es nur Malta als Stützpunkt, dieses Malta, das man ein Jahr lang bombardiert hatte, ohne dass es sonderbarerweise kapitulierte!

All diese Vorstellungen halfen nicht. Madrid stellte sich taub gegenüber allen Vorstößen von Rom. Vergebens schmierte man die Wände in dem eroberten Mentone voll mit gelben und roten Papierstreifen «W il Caudillo! – Es lebe Spaniens Duce!», als Serrano Suner auf dem Wege nach Bordighera durch die Stadt fuhr. Senor Suner war ebenso taub für die Sprache der Steine wie für die der Zeitungen.

Italien wollte nicht einsehen, dass Spanien, wenn es einen Krieg begonnen hätte, an einen Krüppel erinnern würde, der mit seinen Krücken kämpfte.

Der Herbst 1941 brachte die erste wirklich beunruhigende

Nachricht. Sie kam von der Ostfront. Moskau fiel nicht. Der Angriff musste abgeblasen werden und stattdessen ertönte das Signal zum Rückzug.

Gleichzeitig begann man in Rom zu verstehen, dass der Balkan, den man als Faustpfand genommen hatte, ein Pulverfass war, das dauernde Überwachung erforderte, wenn es nicht in die Luft springen sollte.

Aber wenn die Not am grössten, ist die Hilfe am nächsten. Am 7. Dezember 1941 ging Japan zum Angriff auf Amerika über. Am 11. Dezember wurde der römische Fascio vor dem Palazzo Venezia zusammengetrommelt, um eine wichtige Mitteilung von dem berühmten Balkon aus in Empfang zu nehmen. Was diese Mitteilung enthielt, konnte selbst der Denkfaulste erraten, als er sah, wie die kleinen Balillajungen in ihren koketten schwarzen und blauen Kostümen japanische Sonnenflaggen gegen den blauen Himmel schwenkten. «Vogliamo la guerra!» (Wir wollen Krieg I) riefen sie mit gellen Kinderstimmen, und vom Balkon aus widerfuhr man ihrem Wunsch mit landesväterlichem Wohlwollen.

«Wir erklären diesem Amerika den Krieg, das de facto schon im Kriege ist auf der Seite unseres Hauptfeindes England! Wir fürchten nicht diesen neuen Gegner, denn teils ist er weit entfernt, teils wird sein Eintritt in den Krieg eher die angelsächsische Kriegsstärke verringern als sie erhöhen! Es ist besser, auf faschistische Art dem Feinde mit offenem Visier gegenüberzutreten als ihn feige aus dem Hinterhalt schiessen zu lassen!»

So ungefähr lauteten die inspirierten Worte der Zeitungen an diesem Tage. Hatten sie die beabsichtigte Wirkung? Glaubte das Volk daran?



Man kann ruhig sagen: nein. Das italienische Volk hatte dank der Propaganda vieles verdaut, aber hier reagierte es. Die Italiener glaubten nicht, dass Amerika zu weit weg läge, um sie angreifen zu können, oder dass es militärisch machtlos wäre. Die Italiener wünschten nicht noch einen Feind dazu, nur um England einen tüchtigen Lieferanten zu nehmen. Beinahe jede Familie in Italien hatte Verwandte und Freunde in dem gewaltigen Lande mit den schönen blanken Dollars. Diese Verwandten schickten Geld nach Hause. Eine einzige Bank wie die Banco di Napoli pflegte aus Amerika eine Million Lire täglich zu bekommen für die kleinen Leute in Italien. Und in den Briefen, welche die Italiener bekamen, konnten sie lesen, wie unermesslich gross, reich und mächtig das Land da draussen war. Es gab einfach keine Grenzen für diese Macht, wenn das Land sie anwenden wollte und wenn es genügend Zeit zur Vorbereitung hätte! Hatte man nicht während des vorigen Krieges die Beweise gesehen, als diese Amerikaner in Millionen über den Atlantik gesegelt kamen, um an Italiens Seite einzugreifen?

Nein, man sah keine freudestrahlenden Gesichter auf den Strassen Roms, nachdem am Tage zuvor die zarten Balillas den Krieg verlangt hatten! Aber desto froher war die Presse in der folgenden Zeit. Woche auf Woche posaunten die Zeitungen die japanischen Erfolge als Siege für Italien aus. Ich werde nie einen eiskalten Abend auf der Via Belsiana, einer Gasse hinter dem Corso, vergessen. Ein verfrorenes italienisches Mädchlein stand an der Strassenecke und versuchte das «Giornale d'Italia» zu verkaufen. Mit geller, aber heiserer Stimme leierte es seinen Text herunter, den man ihm anscheinend beigebracht hatte als ein Sesam-öffne-dich zum

Herzen der Allgemeinheit: «I Nipponici a Singapore – i Nipponici a Singapore!» Die Japaner in Singapore! (Aus irgendeinem dunklen Grunde sah man es für höflicher an, zu sagen «i Nipponici» statt «i Giapponesi».) Das kleine Mädchen schrie diese Worte in einer Ekstase, als ob sie das endgültige Siegesgelübde für ihr Land enthielten. Daheim erwartete es ein kalter Steinfussboden und ein Stück trocknes Kriegsbrot. Aber was tat es, wenn sie ein solches Evangelium verkünden konnte: «I Nipponici a Singapore!»

Ich werde auch nicht ein Zusammentreffen mit einem von Italiens bestbezahlten Journalisten vergessen, einem Herrn mit dem nordischen Namen Appelius. Er war ein ganz unterhaltender Mann mit daumendicken, borstigen Augenbrauen, der über seine Erlebnisse in der Welt Geschichten à la Münchhausen erzählte. Herr Appelius hatte eine grosse Leidenschaft: einen unauslöschlichen Hass gegen England und Frankreich. Wir kamen auch auf Japans Kriegsführung zu sprechen und ich wagte zu bezweifeln, dass die Achsenmächte auf die Dauer durch die Siege der Gelben Gewinne ernten würden.

Signor Mario Appelius zog seine buschigen Augenbrauen hoch und sagte:

«Io me n'infischio! Das ist mir egal! Jeder Erfolg für Japan ist eine Niederlage für England und Frankreich. Und jede Niederlage für die beiden Länder ist eine Gabe Gottes – un bel regalo di Dio! Was macht es schon, wenn wir keinen Anteil haben am holländischen Gummi oder an den holländischen Gewürzen? Mussten wir sie nicht früher in Gulden bezahlen? Was tut es, wenn wir in Yen bezahlen statt in Gulden? Io me ne frego!»

Trotz der Misserfolge im Herbst 1941 ging Italien mit grossen Erwartungen in das Jahr 1942. Es war die feste Überzeugung der Führer, dass dieses Jahr die endgültige Kriegsentscheidung und den Sieg für die Achse bringen würde. Und trotz gewisser Schwierigkeiten sah es einen Augenblick so aus, als ob dieser Glaube erfüllt werden sollte. Ich werde nicht die Miene meines alten Pförtners im Juni-Juli 1942 vergessen, als er sich über seinen martialischen Schnurrbart strich und sagte:

«Was glauben Sie, Signore? Facciamo una scommessa! Wollen wir wetten, dass es vor Weihnachten zu Ende ist? Wenn auch nicht ganz vorbei, so doch auf alle Fälle entschieden! Zehn Lire? Topp!»

Wir schlugen ein, aber ich hatte nie das Herz, meinen Gewinn einzutreiben. Er war ein alter ehrlicher Unteroffizier, der den ganzen vorigen Krieg mitgemacht hatte und der zu sagen pflegte: «Im Kriege kann sich alles von einem Tag zum andern ändern. Ich war 1918 mit an der Piave. Sah es damals danach aus, dass der Krieg jemals zu Ende gehen würde? Ebbè – ein halbes Jahr später hatten wir gesiegt!»

Das Jahr begann jedoch nicht gut. Der libysche Teppich wurde nochmals aufgerollt, nach der falschen Richtung, und 5'000 Deutsche und Italiener mussten bei Halfaya kapitulieren wegen Mangels an Lebensmitteln. Aber kurz darauf wurde der Teppich wieder zurückgerollt, als die deutsch-italienische Offensive in der ungünstigsten Jahreszeit, in den heissen Sommermonaten im Ernst einsetzte. Diese unglaubliche Offensive führte die Achsentruppen bis an die Tore Alexandrias, und für einen Augenblick hatte man den Eindruck, dass diese Offensive den Krieg im Mittelmeer entschieden hatte. Warum kam es anders? Warum versuchte man nicht Alexandria zu nehmen? Dies ist eine Frage, die niemals offiziell beantwortet wurde. Aber jetzt hinterher dürfte man Folgendes sagen können:

Die Regierung in Rom wollte, dass der Versuch gemacht werden sollte. Mussolinis plötzliche Reise dürfte der beste Beweis hierfür sein. Er flog kaum nach El Alamein, um die Truppen zu inspizieren. Seine Absicht war sicher, Einzug zu halten in der Stadt, die von dem einen der beiden berühmtesten Feldherren der Welt, Alexander, gegründet worden war, und die von dem anderen, Napoleon, erobert wurde. Aber das Oberkommando sagte nein und vermutlich hatte es recht. Die Achsentruppen waren nach dem Sturmmarsch quer durch Nordafrika völlig erschöpft in El Alamein angekommen. Ausserdem hatten sie zu wenig Material, und was sie hatten, passte für einen Wüstenkrieg, aber kaum für einen Krieg im Niltal. Für einen solchen brauchte man u.a. Boote und Pontons – und die hatte man nicht. Aber auch die Versorgung mit Flugzeugen und Panzerwagen war unzureichend – wenn auch weniger unzureichend als zu Grazianis Zeit, da er statt der ver-

langten fünfhundert nur einhundertzwanzig Flugzeuge bekam! Schliesslich und nicht zuletzt: die Engländer bekamen sehr schnell Verstärkungen. Ein Geleitzug war bereits auf dem Wege, als die Katastrophe drohte. Ferner dürfte England fast alle U-Boote ins Mittelmeer geschickt haben, und auch amerikanische Boote und Flugzeuge hatten sich bereits in diesen Gewässern gezeigt.

Rommel und Bastico hatten gesiegt, aber sie konnten ihren Sieg nicht ausnutzen. Das hinderte jedoch nicht, dass vollständige Pläne für eine solche Ausnutzung in allen Einzelheiten bereit lagen im italienischen Aussenministerium und im Ministerium für Volkskultur, wie das Propagandaamt so schön genannt wurde. Italien sollte das Übergewicht in Ägypten haben, sowohl in der Verwaltung wie in der Propaganda. Unter anderem sollte ein italienisch-ägyptisches Nachrichtenbüro eingerichtet werden, nach dem sich sogar das Deutsche Nachrichtenbüro zu richten hätte.

Ende Oktober und Anfang November kam der Umschwung. Die Kämpfe bei El Alamein begannen und sie wurden der Wendepunkt im ganzen italienischen Krieg, da sie mit unbeirrbarer Logik erst zu der Eroberung der Cyrenaika, dann von Tripolis, dann von Tunis führten – und danach zu der Schlacht um Sizilien. Bereits Anfang Dezember begriff man in Rom, dass Tripolis verloren war, aber man suchte die Räumung bis zuletzt aufzuschieben, weil man die moralische Wirkung beim Volke fürchtete. Darüber dürfte man sich unnötig Sorgen gemacht haben. Das italienische Volk war schon zu diesem Zeitpunkt auf dem Stadium völliger Passivität angelangt – was aber nicht heissen soll, dass es schon damals bereit war zu einem aktiven Widerstand gegen die Regie-

rung, die das Land an den Rand des Untergangs geführt hatte.

Im November 1942 erfolgte die angelsächsische Landung in Marokko und Algier. Die italienischen Zeitungen hatten seit Langem weit und breit von dieser Möglichkeit gesprochen, aber ihre Gedanken kreisten nur um Dakar und die Azoren. Da die Zeitungen nur die offizielle Auffassung wiedergaben, kann man sicher sein, dass auch die Faschistenregierung keinen Angriff in Marokko und noch weniger in Algier erwartete. Als die Landung erfolgte, löste sie daher grosse Bestürzung aus, aber noch mehr moralische Entrüstung. Die Angelsachsen waren an Land gegangen! Und was hatten die Franzosen getan, diese Franzosen, denen man einen Waffenstillstand gewährt hatte, statt sie völlig zu vernichten? Sie hatten zwar einige Salven abgeschossen, aber hatten sie Andeutungen eines ernsthaften Widerstandes gemacht? Nein! «Fede francese!», sagte mein Barwirt mit knirschenden Zähnen – genau wie seine Vorfahren 2‘200 Jahre früher von einer «fides punica» gesprochen hätten. Lord Byron ist nie viel gelesen worden in Italien. Wenn es der Fall wäre, hätten die Italiener ihre Auffassung von der französischen Verteidigung in den Worten zusammenfassen können, womit Don Juans erstes galantes Abenteuer geschildert wird:

«Sie wehrte sich nur schwach und weinte auch dazu, doch flüsternd leis ‚Ich lasse niemals‘ – liess sie’s zu.»

«Pagheranno!» (Sie sollen’s bezahlen!) schrieb Gayda im «Giornale d’Italia».

Gleichzeitig mit den dramatischen Kämpfen in Nordafrika wurde ein weit grösserer Kampf, ein Kampf von titanischen Ausmassen, in Russland ausgefochten – und auch hier schien der Sieg

einen Augenblick zu winken. Die deutschen Truppen waren mit unvergleichlichem Elan bis zur Wolga durchgebrochen und drängten in den Kaukasus hinauf. Und diesmal sassen die Italiener nicht wie Zuschauer im Parkett. Ein italienisches Expeditions-korps C.S.I.R. kämpfte an der Seite der Deutschen. Aber plötzlich war der Siegeszug wie abgebrochen. Es erwies sich als unmöglich, Stalingrad, das schon in zwei Teile geteilt und «praktisch bereits erobert» war, zu nehmen. Beim Jahreswechsel 1942/43 war es allen Italienern klar, dass die Ziele, welche man in Russland zu erreichen versuchte, ausser Reichweite lagen.

Während dieser Zeit war die Situation im Lande in raschem Tempo schlechter geworden. Zwar hatte man einen «blocco dei prezzi», einen Preisstopp, festgesetzt, aber der funktionierte nicht. Auf alles hatte man Karten eingeführt, aber die Rationen mussten in vielen Fällen gekürzt werden und die Zufuhr von Waren wurde immer unzuverlässiger. Die Zuteilung von Brot und Makkaroni, diesen beiden wichtigen Bestandteilen in der Kost der Italiener, wurde schliesslich auf hundertfünfzig, bzw. fünfundsiebzig Gramm täglich festgesetzt. Schwerarbeiter erhielten mehr. Aber da es sehr schwer war, das Brot mit der Suppe zu ergänzen, die sonst der Hauptbestandteil der italienischen Kost ist – denn Gemüse wurde täglich seltener – kann man sich denken, unter welchen Verhältnissen die grosse Masse des italienischen Volkes lebte und ihre Arbeit tat. Trotzdem wäre es falsch zu sagen, dass man Zeichen des Hungers bemerkte. Die Menschen sahen eher verblüffend gut aus. Vielleicht kam es daher, weil die «schwarze Börse» im Laufe dieses Jahres zu einem gutgehenden System ge-

worden war – und Geld gab es meistens im Überfluss. Dienstbereite Frauen wanderten in den Häusern herum und holten aus den schwellenden Formen ihrer Erscheinung Eier, Würste und andere schöne Dinge hervor, die zwar auf den Lebensmittelkarten verzeichnet waren, die es aber nie in den Geschäften zu kaufen gab. Aber nicht nur Frauen des Volkes widmeten sich dieser Tätigkeit. In meinem Haus z.B. wurde die «schwarze Börse» von einem Herrn in ebenso schwarzem Hemde gehandhabt. Alle anderen Geschäftsleute machten einen grossen Bogen um ihn, weil sie fürchteten, der illoyalen Konkurrenz angeklagt zu werden. Eine dunkle Sache? Zweifellos. Aber sie ersparte Zeit, Nerven und Geld. Denn jeden Tag mehrere Stunden mit «Schlangestehen» zubringen müssen, ist eine düstere Angelegenheit. Und die Preise, welche die Vermittler verlangten, konnte man nicht mal als übertrieben bezeichnen, wenn man an den katastrophalen Fall der Lira dachte.

Wir stehen nun vor dem sehr schicksalsreichen Jahr 1943, welches das «magnus annus climactericus» des Faschismus werden sollte. Aber bevor ich beschreibe, was zu dieser Zeit geschah, ist es vielleicht angebracht, einen Blick auf gewisse spezielle Teile des italienischen Lebens zu werfen – in dem Zeitalter, das sich langsam aber sicher seinem Ende näherte, der imperatorischen Ära Mussolinis. Schon deutete bedrohliches Krachen im Rumpf des Staatsschiffes darauf hin, dass nicht alles war, wie es sein sollte. Schon knirschte es hie und da in den Maschinen. Aber noch gehorchte das Ruder des Schiffes, noch wehte die Flagge im Sturm. Sollte das Schiff den Kurs nicht halten? Sollte die Flagge heruntergeholt werden müssen? Diese Fragen war man Anfang 1943



durchaus geneigt, verneinend zu beantworten. Aber wenn der Kapitän des faschistischen Schiffes englische Poesie ebenso gut studiert hätte wie das Leben Napoleons, dann hätte er sich einiger Zeilen aus Kiplings «Wiegenlied auf St. Helena» erinnern können:

«How far is St. Helena from the fields of Austerlitz?

A far way, a far way, with ten years more to run!

But not so far for gentlemen who are living by their

[wits...»

Und etwas weiter unten:

«How far is St. Helena from the field of Waterloo?

A near way, a clear way, the ship will take you soon!

A pleasant place for gentlemen with little left to do!

Morning never tries you till the afternoon.»

Aber das ist die Tragödie der Napoleoniden, dass sie nie voneinander lernen.

Wie war der Mann, der zwanzig Jahre hindurch Italien mit der Macht seines Willens bezwang? War er intelligent? War er ehrlich? War er ein Idealist? War er Konjunkturritter? War er das, was man einen «grossen Mann» nennt?

Das sind Fragen, die vor einem Jahre recht verschieden beantwortet worden wären. Nun, da die Geschichte die entscheidende Antwort gegeben zu haben scheint, braucht wohl niemand mehr mit der Antwort zu zögern!

Mein Freund T., der wahrhaftig kein Freund des Faschismus war, sagte: «Mussolini ist ein hochintelligenter Mann!»

Einer der Franzosen, die über den Krieg geschrieben haben – ich glaube, es ist Maurois – sagt genau das Gegenteil. «Es gilt», sagt er, «in dieser Zeit (Herbst 1939) ein Auge auf Mussolini zu halten. Er ist nicht besonders intelligent, aber er ist ein perfekter Schauspieler!»

Ein anderer Freund von mir in Rom, ein Neapolitaner, der dank seines Berufes mit den Spitzen der Partei in Berührung kam, sagte:

«Mussolini ist und bleibt, was er immer war: Journalist! Er liebt die Journalistik und die Journalisten. Am meisten liebt er es, vor

einem ausländischen Kollegen wie Emil Ludwig oder Ward Price zu posieren. Aus Mangel an Besserem hat er nichts dagegen, mit den italienischen Presseleuten Geschäfte zu besprechen. Täglich empfängt er sie. Ja, er ist ein Journalist, der zwar nicht mehr im Beruf ist, der aber Journalist geblieben ist!»

«Eins ist sicher», sagte ein anderer Bekannter von mir, «er hat überhaupt kein Interesse für Literatur und Kunst. Er ahnt nicht mal die Bedeutung der Mosaik im Grossen Kartensaal des Palazzo Venezia. Als Chamberlain dort war und neugierig alle Einzelheiten betrachtete, wurde er irritiert und lief weit voraus. Man zeigte Mussolini ein Bild, auf dem Europa von dem Stier geraubt wird. ‚Was in aller Welt soll das hier vorstellen?‘ war alles, was er sagte. Italiens grösster Miniaturmaler, der u.a. wunderbare Illustrationen zu Dante gemacht hat, wurde von ihm in Audienz empfangen. Der Künstler wurde in den gigantischen, dreissig Meter langen Saal geführt, wo der Duce seinen Besuch zu empfangen pflegte. Der Gast schritt über den Boden. Mussolini starrte auf das Löschpapier. ‚Was wollen Sie?‘ fragte der Duce. Der berühmte Künstler wagte stotternd sein Werk vorzulegen. Mussolini warf einen einzigen Blick darauf und sagte: ‚Nicht schlecht. Adieu!‘»

Das war alles, was er ihm zu sagen hatte. Dagegen kenne ich persönlich Menschen, die ganz andere Erfahrungen in Bezug auf das Kunstinteresse des Duce gemacht hatten. Eine deutsche Dame hatte eine neue Art ausgeklügelt, wie man Farbenfotos machen konnte. Sie durfte den grossen Mann verewigen. Das Bild sollte natürlich in der ganzen Welt verbreitet werden. Mussolini trug

Schwarzhemdenuniform und Mütze, aber die Dame wollte ihn gern im Helm aufnehmen, weil der ihm so gut stände! Der wachhabende Offizier wurde herbeigerufen. Der hatte aber aus verschiedenen Gründen viel einzuwenden, der Helm sei nicht im Palazzo Venezia, es sei zu warm, der Duce könnte davon Kopfschmerzen bekommen und so weiter. Schliesslich musste er aber trotz aller Proteste doch den Helm herbeischaffen. «Sehen Sie», sagte Mussolini schelmisch zu der deutschen Dame und stellte sich in Imperatorpose, «ich habe meinen Willen durchgesetzt! Ik bin dock der Duce!»

Aber wenn er auch Poseur war – war er darum nur Poseur?

Dass der oben genannte Franzose recht hatte, als er behauptete, dass Mussolini ein perfekter Schauspieler sei, darüber besteht kein Zweifel. Es gibt ja Schauspieler, die derartig in ihrer Rolle aufgehen, dass sie mit ihr verwachsen – nicht nur während der kurzen Stunden auf der Bühne, sondern auch im Privatleben. Es gab beispielsweise – *sit venia verbo* – einen Engländer, der «Charleys Tante» fünftausendmal spielte und ins Irrenhaus kam, weil er glaubte, er sei Charleys Tante. Etwas Ähnliches geht sicher im Gehirn aller Menschen vor sich, die gezwungen sind, dauernd im Rampenlicht zu stehen. Schliesslich können sie sich selbst nicht mehr von der Rolle unterscheiden. Sie verstricken sich in ihren eigenen Worten wie in Papierschlängen, die sie selbst ausgeworfen haben. Die Rolle hat die Macht über sie und zwingt sie weiter – auch in eine Richtung, die sie nicht wollen. «Als du jung warst, umgürtetest du selbst deine Lenden und gingest, wohin du wolltest. Aber wenn du alt wirst, wird ein anderer dich umgürten und

dich führen, wohin du nicht willst.» Dieser andere kann sehr wohl dein eigener Schatten aus der Vergangenheit sein. Das Tragische ist aber, wenn dieser dein Schatten nicht nur dir selbst die Macht nimmt, sondern einem ganzen Volke, das von deinen Leistungen entzückt war.

Mussolini war ein Sohn des Volkes und fühlte sich immer noch als ein solcher. Ein Beweis ist der Unwille, um nicht zu sagen Hass, der ihm von der Seite der alten italienischen Oberklasse entgegenschlug, und auch der Hass, den er selbst gegen diese Klasse empfand. Natürlich wurde ihr Unwille doppelt gross, als er sich gegen die Oberklassen anderer Länder richtete. Eine minder geglückte Expedition als die Mr. Edens nach Rom im Jahre 1935 ist wohl kaum denkbar. Der ehemalige «public school-Eleve» hatte kaum ein Wort und keinen Gedanken mit dem Schmiedesohn von Predappio gemeinsam. Dagegen empfand Mussolini auf der Stelle Sympathie für einen Mann, der ihn kurz darauf besuchte, nämlich Pierre Laval. Dieser Laval, Schlächtersohn, Sozialistenagitator und politischer Geschäftemacher – «maquignon» (Rosstäuscher), sagt man in Frankreich – war ein Mann, den er verstehen konnte, ein Mann nach seinem Herzen. Leider vergass Mussolini die Freundschaft, als Laval später in einer unglücklichen Zeit als der Führer seines Landes dastand. Da empfand er nur noch Hass gegen Frankreich in seinem Herzen. Und bekanntlich hasst man niemanden so sehr, wie den, gegen den man sich versündigt hat.

Aber kraft seiner volklichen Abstammung und seiner letzten Endes volklichen Denkart, behielt Mussolini sehr lange die Macht über die Massen. Er sprach eine Sprache die sie verstanden. Selbst wenn man sich hütete, sich von allen Paraden und Huldigungen

imponieren zu lassen, musste man doch feststellen, dass die breite Masse auf dem Lande ihn als einen der ihrigen betrachtete. Es ist die Frage, ob sie es nicht weiterhin tun wird, wenn einige Zeit vergangen ist und die neuen Herrscher vergebliche Versuche gemacht haben werden, die unüberwindliche Aufgabe zu lösen, die Mussolini auf sie vererbt hat!

War er ehrlich? Diese Frage findet eine ausreichende Antwort in der Tatsache, dass er seinen Doktor phil. machte auf Grund einer Abhandlung über Macchiavelli. Friedrich II. von Preussen, der von seinen Zeitgenossen als der vollkommene Ausdruck für machiavellistische Staatskunst angesehen wurde, schrieb ein Buch «Anti-Macchiavelli», um den Verdacht eines Macchiavelli-Schülers abzuschütteln. Mussolini dagegen hat diese Eigenschaft in Wort und Handlung zugegeben. «Je kühnere Pläne ein Fürst schmiedet, desto häufiger sollte er Worte wie Treue, Ehre und Tugend in den Mund nehmen.» Diese Worte des Verfassers von «Il Principe» könnten seine eigenen sein. Seine ganze Laufbahn war eine Serie von Widersprüchen, weil er nur «von Fall zu Fall» handelte. Aber jede dieser Handlungen hat er im gleichen Augenblick mit grossen und schönklingenden Phrasen gerechtfertigt. Er predigte Antikommunismus und war beinahe der erste, welcher ein Übereinkommen mit der UdSSR schloss. Er machte den Tag des Sieges über Österreich zu einem nationalen Festtag – «endlich haben wir diese Germanen vernichtet, die uns durch Jahrhunderte unterdrückt haben» – aber er liess Deutschland bis an den Brennerpass vorrücken. In seiner Jugend verhöhnnte er die afrikanischen Kolonien und hielt flammende Predigten gegen den Militarismus.

Aber als er selbst die Macht erreicht hatte, ging sein ganzes Denken und Trachten darauf aus, die Italiener von der frühesten Kindheit an zu Militaristen zu machen. Und er schaffte ein grosses afrikanisches Imperium – das er dann selbst zerschlug.

Nein, ehrlich in der Bedeutung: konsequent war er nicht.

Von Jugend an war er Freidenker und Atheist, aber klüger als Napoleon liess er sich nie auf einen offenen Streit mit der Kirche ein, die anfangs in ihm einen treuen Waffenbruder sah und ihn «l'uomo d'Iddio», einen Gottesmann, nannte. Später kühlte die Verehrung der Kirche für ihn bedeutend ab. Aber die italienischen Pfarrer fingen an, sich unter Mussolini als italienische Patrioten zu fühlen, und gewisse höhere Würdenträger wie die Erzbischöfe von Mailand und Neapel waren Vollblutfaschisten. Und Mussolini hat ja das Konkordat mit der Kirche geschlossen, welches vielleicht eines der wenigen bestehenden Werke seiner Tätigkeit sein wird.

Was das Privatleben betrifft, so kann man sagen, dass Geld ihn nie interessiert hat. In dieser Beziehung hatte er nichts gemein mit der Partei. Er war gemässigt in allem, aber nicht asketisch. Seine Worte über den Wein sind ja bekannt: «Wer keinen Wein trinkt, ist ein Ochse, wer mässig trinkt, ist ein Löwe und wer zuviel trinkt, ist ein Schwein.» In den späteren Jahren ging er dazu über, Milch zu trinken. Diese Diät setzte jedoch nicht sein Interesse für das andere Geschlecht herab, das immer äusserst lebhaft war. Darüber erzählen sich die Römer zahllose Geschichten, und nicht zuletzt über seine Lust zu – wie es auf Französisch heisst – «dévêtir les duchesses», eine Form der Neugierde, die vielleicht natürlich ist bei einem Manne aus dem Bauernstand.

Wenn man auf den Monte Mario ging, wurde einem gern das Haus gezeigt, wo er zwei Schwestern einquartiert hatte, mit denen er eine langjährige Verbindung hatte. Die Renaissancesäle des Palazzo Venezia sollen oft widergehallt haben von Geflüster und von leidenschaftlichen Ausbrüchen in vielen Sprachen. Am bekanntesten ist die Episode mit der französischen Gräfin, die später versuchte, den Botschafter ihres Landes zu erschiessen, weil er sie bei dem Diktator verleumdet hatte und ihre Ausweisung verursachte.

Trotz all solcher Seitensprünge hing er an seiner Gattin, einer einfachen Frau aus dem Volke, welche aber sehr klug und gut war. Und zu der Bevölkerungspolitik, die er vertrat, hat er praktisch in einer Weise beigetragen, die Anerkennung verdient.

War er ein grosser Mann? Oder war das Ganze nur Bluff?

Hierauf dürfte man am besten antworten können: Er hatte wirklich Anlagen, ein grosser Mann zu werden und er war nahe daran, es zu werden. Wenn er es nicht geworden ist, so lag es daran, dass er sich von einem Gift betören liess, das gefährlicher als Opium und Haschisch ist, nämlich von Worten. Er redete so viel und so häufig, dass er schliesslich seine eigenen Worte für Realitäten nahm und den Kontakt mit der Wirklichkeit verlor. Aber die Wirklichkeit ist wie Gott. Sie lässt sich nicht zum Narren halten.



Mussolinis ganze Stellung basierte auf einer Sache, nämlich der Partei. Das Mittel, welches die Bolschewisten zur Befreiung der Menschheit ersonnen haben, nämlich die Abschaffung des Wahlrechts und die Überantwortung der Macht an eine kleine, aber gut dressierte und blind gehorchende Partei, auf dieses Mittel konnten sie unmöglich ein Patent im Ausland nehmen. Was Lenin tat, konnte noch einmal getan und gegen ihn gerichtet werden. Sorels Evangelium von dem Recht der Gewalt liess sich auf mehr als eine Weise lesen. Und dies war für Mussolini das Ei des Kolumbus. Kraft dieser Idee schuf er die Faschistische Partei, und drei Jahre später hatte er die Macht in seinem Vaterlande übernommen.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte der Partei bis 1939 zu schreiben. Es soll nur versucht werden zu schildern, wie sie ihre Aufgaben während des zweiten Weltkrieges löste.

Bei Ausbruch des Krieges war Starace, einer der alten Kämpfer, immer noch Parteisekretär. Kurz darauf bekam er jedoch auf Grund von illegalen Valutageschäften seinen Abschied. Sein Nachfolger wurde Muti, ein strenger, anständiger und nachden-

kender Mann, von dem man nur das Beste sagen kann. Er war es, der im Sommer 1940 ein vielleicht im Auslande nur wenig beachteter Fliegerangriff nach den Bahrein-Inseln unternahm. Eine kleine Gruppe italienischer Flieger in Eritrea startete unter seiner Führung zu dem gefährlichen Flug über die furchtbaren Wüsten Südarabiens nach den kleinen Inseln im Persischen Meerbusen, auf denen aus einer Laune der Natur Öl hervorquillt und wo dieses und anderes Öl raffiniert wird. (Nebenbei gesagt, ist es wohl diese Inselgruppe, die Harald Nicolson Anregung gab zu seinem ausgezeichneten Roman «Public Faces», der in den Jahren um 1930 herauskam und wie eine Vorahnung des jetzigen Weltkrieges wirkte.) Auf alle Fälle: Ettore Muti, der diesen imponierenden Flug unternahm, war ein ehrenhafter Mann und ein erbitterter Gegner der ganzen Profitmacherclique in der Partei... und die war nicht klein. Als Graf Ciano seinen «kleinen Krieg» gegen Griechenland begonnen hatte, trat er von seinem Posten als Parteisekretär zurück und ging wieder zur Luftwaffe. Als er eines Abends in einer Offiziersmesse in Brindisi sass, kam Ciano herein, kokett wie immer und offiziell auf dem Wege nach Albanien und der Front. Muti sass eine Weile schweigend am Tisch und fuhr dann hoch: «Naja, nun sitzen wir also nicht mehr unter anständigen Menschen!» Das waren mutige Worte gegen den Schwiegersohn des Diktators. Nur mit Mühe konnte man ein Duell verhindern!

Ettore Mutis Nachfolger als Parteisekretär war Serena und damit hatte das «ancien régime» wieder die Macht übernommen. Serena war vielleicht persönlich ehrlich, aber schwach, und auf alle Fälle zu schwach, um gegen die Clique Ciano, de Bono und Kon-

sorten anzukämpfen. Haarsträubende «Schiebereien» begannen von Neuem und nahmen rasch zu. Man «schob» mit allem: mit Waren, die der Preiskontrolle unterworfen waren, mit Waren, die für den Staat in Depots aufgestapelt waren, mit Kohle und Medikamenten, die von Deutschland kamen. Und, was vielleicht am beschämendsten war, man machte Geschäfte mit Waren, die das gutherzige italienische Volk für die Soldaten an der Front gespendet hatte. Während des Krieges in Griechenland, der in der kältesten Jahreszeit begann, fror man erbärmlich an der Front. Man brauchte dringend viele Woldecken und andere wärmende Sachen. Obgleich im italienischen Haushalt keineswegs Überfluss an diesen Dingen herrschte, gab das Volk alles hin, was es entbehren konnte. Man zog die Wolle aus den Matratzen – denn in Italien werden die Matratzen immer noch aus Wolle hergestellt, weil sie dem Schlaf am dienlichsten sein soll – und lieferte sie einer besonderen «ammasso», einer Sammelstelle, ab. Man untersuchte seine mageren Garderoben und sortierte die entbehrlichen Kleidungsstücke aus. Kurz, man gab, was man hatte – und grössere Liebe hat keiner! Aber kamen diese Kleidungsstücke und diese Wolle jemals an die Front, wo man fror und seine dünnen Uniformen zerschloss? Das dürfte recht zweifelhaft sein.

Serena machte jedoch einen Versuch, die italienische Industrie auf eine totale Kriegsproduktion umzustellen. Bis Anfang 1942 sass er auf seinem Posten und wurde dann ersetzt durch Vidussoni, einen «gran mutilato», einen schwerverwundeten Invaliden, der sein Werk vollenden sollte. Aber auch dieser erwies sich als zu

jung und schwach, um standzuhalten gegen die zweifelhaften Elemente der Partei, Der letzte Nachfolger in dieser Würde wurde im April 1943 Scorza, ein harter Mann, über den man sich zur Zeit seiner Machtübernahme die haarsträubendsten Geschichten erzählte.

Diese letzten Versuche, die einst so mächtige Partei zur Einheit zu sammeln und sie unter eine feste Kontrolle zu bringen, glückten nicht. Die Partei hatte sich selbst überlebt. Die Pflanze hatte keine Lebenskraft mehr, nachdem sie wie Efeu den Saft aus dem Stamm gesogen hatte, der sie einst getragen. Am Jahrestage der Gründung des römischen Fascios (im März 1943) spielten sich phantastische Szenen in dem Lokal ab, das man für diesen Tag gemietet hatte. (Die meisten Romreisenden dürften es übrigens kennen. Es war das Teatro Quirino, zwei Schritte von der Piazza Colonna.) In der Versammlung sprach «il federale di Roma», der Parteisekretär von Rom, ein – wie man sagt – anständiger Mensch namens Collesanti. Einer der damaligen Minister verlangte das Wort. Collesanti fuhr von seinem Sitz hoch und rief dem Minister zu, dessen Vater gerade in jenen Tagen wegen Schiebereien festgenommen worden war:

«Sputate i soldi! (Spucken Sie das Geld aus!) Wo ist das Geld für die Rüstungen geblieben?»

Es entstand eine Schlägerei, die noch auf der Strasse fortgesetzt wurde.

Zu dieser Zeit konnte man die ersten Anzeichen einer Meuterei im Volke bemerken. Seit Langem war es Brauch, dass alle ihr Haupt entblößten, wenn Soldaten mit einer Fahne an der Spitze vorbeimarschierten. Man hatte allmählich diese Gewohnheit abgelegt, um seine Gefühle gegen den Krieg und das Regime zu erken-

nen zu geben. Nun bekam die Partei Befehl, das Volk zur Einsicht zu bringen. Eine Zeitlang hörte man täglich von Menschen, die von den Faschisten verprügelt worden waren, weil sie die italienische Fahne nicht gegrüsst hatten. Um den Ernst der Zeit noch mehr zu unterstreichen, wurde am 30. Mai 1943 ein neues Dekret erlassen, dass alle Faschisten ihr Parteizeichen deutlich sichtbar im Knopfloch zu tragen hätten, da sie sonst riskieren würden, augenblicklich aus der Partei ausgestossen zu werden.

Aber dieses Dekret kam zu spät. Genau wie alles andere, was die Partei während dieser Zeit tat.

Wenn man einen greifbaren Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung haben will, braucht man nur die Preispolitik zu studieren, die die Regierung seit dem Kriegsausbruch führte. Während man in anderen Ländern, sowohl neutralen wie kriegführenden, von Anfang an alles tat, um Preissteigerungen zu vermeiden und auch soweit möglich Erfolg damit hatte, war das Motto in Italien: Nur dem Volk keinen unnötigen Schreck einjagen! Zwar wurde ein Gesetz angenommen über – wie man sagte – «il blocco dei prezzi», dessen Auswirkung sich tatsächlich auf einigen Gebieten fühlbar machte. Zuerst in Bezug auf die Mieten. Die durften nicht erhöht werden. Aus einem oder dem anderen Grunde sind die Hausbesitzer ja eine Klasse, die in allen Ländern besonders hart betroffen wird. Dann in Bezug auf die Löhne, die sehr lange unverändert blieben. Drittens in Bezug auf die Abgaben im Verkehrswesen. Und schliesslich in Bezug auf einige Waren wichtiger Art, wie Brot und Makkaroni.

Auf allen anderen Gebieten wiederholte sich ständig das gleiche Phänomen. Solange es in den Geschäften Waren gab, stiegen diese

langsam aber sicher im Preis. Wenn dann die Bestände ausverkauft waren, begannen die Preise für neue Waren in geometrischer Proportion zu wachsen.

Erst dann, aber auch nicht früher, griff die Partei ein, indem sie plötzlich feste Preise anordnete. Wenn der Preis einer Ware im öffentlichen Handel ungefähr zehn Lire für ein Kilo betrug, wurde bestimmt, dass diese Ware vom nächsten Tage an fünf Lire zu kosten hätte. Was war die Folge? Die Ware verschwand wie «vom Winde verweht» und tauchte stattdessen dann auf der schwarzen Börse auf. Wenn die Läden eine Zeitlang leer standen, erschienen in den Zeitungen Klagen: «Es gibt keine Zitronen, keine Orangen und keinen Fisch! Irgendetwas muss geschehen!» Darauf wurden die Maximalpreise erhöht, die Ware erschien eine Zeitlang wieder auf dem Markt und verschwand wieder, wenn die Preise auf der schwarzen Börse genügend gestiegen waren. Besonders drastisch wirkte sich diese «Preiskontrolle» aus auf dem Frucht- und Gemüsemarkt. Rom liegt mitten in einer Gegend von Gemüse- und Obstsiedlungen, besonders Nemi ist bekannt wegen seiner Garten- und Walderdbeeren. Aber im Herbst 1941 und auch später geschah es immer wieder, dass Obst und Gemüse auf Grund der Preisvorschriften der Regierung in der Stadt einfach nicht aufzutreiben waren. Im Mai 1940, also vor dem Kriegsausbruch, kostete ein Kilo Erdbeeren von Nemi zehn Lire, ein nicht zu sehr übertriebener Preis, wenn man bedenkt, dass Erdbeeren im gewissen Sinne immer zu den Luxuswaren gerechnet werden müssen. Aber im Frühjahr 1943, nach drei Jahren Krieg, wurde plötzlich angeordnet, dass Erdbeeren nicht mehr als fünf Lire das Kilo kosten

dürften! Die Obstbauern konnten es sich einfach nicht leisten, die Beeren pflücken *zu* lassen und auch noch den Transport nach Rom dafür *zu* bezahlen. Folglich blieben die Früchte sitzen und verroteten, denn eine Verordnung darf natürlich nicht geändert werden. Es gab jedoch Leute, die so energisch waren, dass sie nach Nemi hinausfuhren und direkt bei den Obstbauern kauften. Sofort bestimmte die Partei, dass niemand mehr als fünf Kilo kaufen dürfte, da sonst die soziale Gerechtigkeit gefährdet sei. Die Karabinieri sollten in den Strassenbahnen nach Rom alle Einkäufe kontrollieren...

Jedesmal, wenn eine neue Verordnung wegen der Höchstpreise erlassen wurde, ging ein Schauer durch die Bevölkerung: die Ware sehen wir nicht wieder! Allmählich verschwanden zuerst die Feigen,, dann die Orangen, dann die Zitronen und Kastanien – und das in diesem Paradies der Südfrüchte! Wie es dann mit anderen mehr erstrebten Waren wie Öl, Eiern und Schinken ging, kann man sich vielleicht vorstellen.

Die Preispolitik war eine Vogel-Strauss-Politik. Man steckte den Kopf in den Sand, solange es ging, erliess ein paar Verordnungen, wenn es absolut notwendig war, und steckte den Kopf wieder in den Sand.

Wie gross die tatsächliche Preissteigerung war, wird dadurch bewiesen, dass alle Deutschen, die in Italien arbeiteten, bereits im September 1941 sechzig Prozent Lohnerhöhung bekamen. Eine auch nur annähernd gleiche Erhöhung wurde den eigenen Söhnen des Landes nicht zuteil. Im Ganzen wurden die Löhne der Arbeiter zweimal erhöht, das erste Mal um acht Prozent und das andere

Mal (im April 1943) um sechs Lire pro Tag in nicht kriegsgefährdeten Gebieten und um zehn Lire pro Tag in besonders gefährdeten Landesteilen. Die Beamten haben nur einmal eine Zulage von zehn Prozent bekommen. Und dabei darf man nicht vergessen, dass beispielsweise ein Bankbeamter durchschnittlich 800-1'000 Lire im Monat hat und ein Lehrer auf dem Lande 600-700 Lire.

Aber in den Restaurants führten die Parteimitglieder das grosse Wort, denn wer wagte es wohl, einem Manne mit dem verhängnisvollen Emblem etwas zu verweigern? Wie viele Male habe ich nicht in einem Restaurant gesessen und den Speisezettel studiert, auf dem gedruckt stand, dass «wer mehr bestellt, als das Gesetz zulässt, den Frontsoldaten verrät!» Plötzlich kommt ein höheres Schwarzhemd herein. «Geben Sie mir erst mal Antipasta» – kalte Platten! Es war verboten, andere als vegetarische Brote zu servieren, aber der Herr im schwarzen Hemd bekam Salami und Schinken! «Jetzt möchte ich einen guten Fisch haben und dann ‚una bella bistecca‘!» Es war verboten, ein und demselben Gast zwei Hauptgerichte zu servieren, und es war untersagt, Fleisch (ausser an Samstagvormittagen) zu servieren. Aber solche Verbote waren für den Plebs. Der vornehme Gast bekam zuerst Fisch und dann Fleisch, das vielleicht schamhaft versteckt war, wenn nicht gerade unter einem Feigenblatt, so doch unter etwas Salat. «Geben Sie mir nun einen guten Käse und dann eine Portion schöner Früchte!» Es war verboten, einem Gast beide Speisen vorzusetzen, aber solche Verbote gelten scheinbar nicht für Menschen, denen die Wohlfahrt eines ganzen Volkes anvertraut ist! Für solche Leute gab es nach so einer Mahlzeit auch richtigen Kaffee – während die



gewöhnlichen Mitbürger sich mit einer Tasse Surrogat trösten mussten – und Liköre, obgleich es seit Februar 1943 verboten war, alkoholische Getränke zu servieren.

Und über diesem Tisch, wo diese Mahlzeit eingenommen wurde, hing vielleicht ein Plakat, das besagte: «Wenn jemand etwas verlangt, worauf er kein Recht hat, so sollte die Antwort nur aus einem Worte bestehen – ,un monosillabo solo: NO’!»

Es kam vor, dass der Wirt, welcher so eine Mahlzeit servierte, wegen Gesetzesüberschreitung festgenommen wurde. Aber kam es jemals vor, dass diejenigen, die ihn dazu verlockt oder gezwungen hatten, festgenommen wurden oder sich freiwillig meldeten? Die Antwort auf diese Frage kann auch mit einem Wort gegeben werden: Nein I

Aber das Leben hat auch andere angenehme Seiten als Autos, Bankkontos und leckere Mahlzeiten. Auch auf diesem Gebiet liessen die Spitzen der Partei sich nichts entgehen. Es ist nicht angebracht, hier auf Einzelheiten einzugehen. Aber es muss vielleicht erwähnt werden, dass der Mann, der den griechischen Krieg begann, noch im Frühjahr 1943 Zeit hatte, an Liebe zu denken. Rund um Rom zieht sich die alte aurelianische Mauer, die Ende des dritten Jahrhunderts als Wehr gegen die Barbaren errichtet wurde. Grosse Teile sind noch heute erhalten. An der Porta San Sebastiano kreuzt sie die alte Via Appia. Kurz und gut, gerade diese Lage erschien Seiner Exzellenz, dem Herrn Aussenminister, wie geschaffen für eine gemütliche Junggesellenzuflucht, wo er mit einer schönen Trösterin sich von den Staatssorgen erholen könnte. Mit grossen Kosten liess er das Innere der Mauer umbauen zu einem

Appartement in zwei Stockwerken, eingerichtet mit all dem Geschmack, den Rom aufbieten kann. Tag für Tag sah man Luxusautos mit diskret heruntergelassenen Gardinen am Fusse der alten Barbarenmauer halten, zwei Schritte vom Bogen des Drusus. Bediente mit weissen Handschuhen liefen die Treppen auf und ab, und manchmal konnte man mit etwas Glück einen Schimmer von dem vornehmen Profil Seiner Exzellenz hinter den Gardinen auffangen. Amüsiert schaute er auf die verschwitzten Römer tief unter seinen Füßen, wie sie auf der Jagd nach einem Stückchen Brot oder möglicherweise nach einem Viertel Wein waren.

Vielleicht fragte er sich wie einst Marie Antoinette, warum sie nicht statt Brot Kuchen ässen!

Durch Mussolinis einzigartige Machtstellung geriet das italienische Königshaus in den Hintergrund. Lange sah es so aus, als sollte es wieder eine Sage der Kapetinger werden – mit einem Majordomus, der seinem Regenten die Macht entriess.

Wer ist König Viktor Emanuel, dieser letzte Spross in Europas ältestem Königshaus?

Wenn man ihn mit einem anderen Regenten der neueren Zeit vergleichen wollte, so käme wohl Louis-Philippe von Frankreich in Betracht. Wie dieser fühlt er sich mehr als Privatmann denn als Regent. Er verabscheut es, in offiziellen Palästen zu wohnen. In Rom bewohnte er seine private «Villa di Savoia», herrlich gelegen am nördlichen Rande der Stadt, in einem weiten und schattigen Park mit fliessendem Wasser. Ausser diesem Besitz hat er ein Jagdschloss in der Nähe von Ostia, das Castel Fusano, mit einem grossen Reservat für das in Italien so geschätzte Wildschwein. Weiter nennt er ein Sommerschloss bei Pisa, San Rossore, sein eigen. Auf diesen Besitzen lebt er ein Leben halb als Sammler, halb als Gentlemanfarmer. Von den offiziellen Palästen, die das

Haus Savoyen 1870 besass oder die dem Hause durch die Einigung Italiens zufielen, hat er nur zwei behalten, den Quirinal in Rom und das Schloss in Turin. Die übrigen in Neapel und Palermo schenkte er nach dem vorigen Kriege mit einer damals viel erwähnten Geste der Nation.

Der Anlass zu dieser Handlung war vielleicht nicht so schwer zu entdecken. Es war die Angst vor dem immer mehr um sich greifenden Kommunismus. Ausserdem vielleicht die Erinnerung an schwere Zeiten, die nicht so weit zurücklagen. Noch unter seinem Vater war die Ökonomie des Hauses Savoyen recht schlecht. Danach glückte es jedoch einem «ministro della Casa Reale», einem gewissen Signor Ratazzi, die königlichen Geschäfte ins Gleichgewicht zu bringen, und was er begann, hat König Viktor Emanuel vollendet. Unter seiner Hand ist das Vermögen ansehnlich gewachsen. Wenigstens bis zum letzten Kriege war ein grosser Teil in England placiert.

Die Zivilliste weist eine ungefähre Summe von 15 Millionen Lire auf, ein nicht allzu hoch angesetzter Betrag. Von diesem Gelde sollen auch die übrigen Mitglieder der Familie versorgt werden, was jedoch kaum der Fall sein wird, da der König für seine Sparsamkeit bekannt ist. Bei einigen Gelegenheiten hat die Regierung auch besondere Apanagen bewilligen müssen, zum Beispiel für den Kronprinzen Umberto.

Eine andere Seite dieser Sparsamkeit ist vielleicht, dass der König ein eifriger Münzensammler ist. Er besitzt nicht nur eine imponierende Privatsammlung, er hat auch ein ganzes Werk über die italienische Münzkunde, «Corpus nummorum italicorum», herausgegeben. Wenn man an all die politischen Stürme denkt, die er

während seiner langen Regierungszeit seit 1900 erlebt hat, kann man wohl verstehen, dass er so eine Entspannung braucht! Zwei Weltkriege und eine zwanzigjährige Diktaturperiode sind fast zu viel für einen Mann!

Des Königs Verhältnis zum Faschismus ist ein langes und wenig erbauliches Kapitel. Als die Schwarzhemden ihren berühmten Marsch auf Rom durchführten, wagten weder der König noch der damalige Premierminister Facta bewaffneten Widerstand zu beordern. Aber von Badoglio behauptet man, dass er hinterher gesagt haben soll: «Wenn man mir ein einziges Regiment gegeben hätte und Order zu schießen, dann würde es nie einen Faschismus gegeben haben!» Vielleicht hatte er recht, denn damals befand sich der Faschismus in der Minorität, sowohl im Parlament wie im Lande.

Mussolini war zunächst dankbar für die Haltung des Königs. Aber bald stellten sich Meinungsverschiedenheiten ein, und bei einer bestimmten Gelegenheit – nach dem Matteottimord 1924 – war die Partei nahe daran, den König abzusetzen und Mussolini zum Regenten mit unumschränkter Macht ausrufen zu lassen. Da griff jedoch Badoglio ein. Königstreue Truppen wurden in einem Ring um den Quirinal aufgestellt, und der Kronprinz wurde als Befehlshaber über zuverlässige Truppen im Piemont, dem Stamm-land des Hauses Savoyen, eingesetzt. Als sich zeigte, dass der Plan vereitelt war, beeilte sich Mussolini, ihn zu missbilligen. Aber das Verhältnis zum König wurde darum nicht besser. Immer seltener durfte er mitbestimmen. Nichts erfuhr er, nichts durfte er tun, fast nie sah er seinen «Premierminister». Man kann sagen, dass vom Jahre 1936 an die Trennung total war? Als der deutsche Reichs-

kanzler im Mai 1938 in Rom war, kam es zu aufschlussreichen Szenen. Bei allen öffentlichen Zeremonien sah man, bis auf zwei Ausnahmen, nur Hitler und Mussolini. Die eine Ausnahme war die grosse Truppenparade, als alle Anwesenden stehen mussten. Die andere war die Reiterschau auf dem Piazzale Siena, oben auf dem Monte Pincio. Hier war im Zentrum eine Estrade mit drei Stühlen aufgebaut, einer für den König, einer für die Königin und einer für Hitler. Hinter diesen sollten die weniger vornehmen Gäste stehen. Mussolini kam mit rasender Cäsarenmiene und stellte sich mit verschränkten Armen in den Hintergrund. Der König fuhr von seinem Stuhl auf, ein, zwei, drei Mal, und machte eine Geste, wie wenn er ihn zum Platznehmen einladen wollte. Die Königin flüsterte: «Lass doch noch einen Stuhl dazu holen!» Nichts half. Mussolini blieb auf seinem Platz mit verschränkten Armen stehen und liess sich nicht einmal erweichen, als der König ihn ins Gespräch ziehen wollte...

Soviel Nachgiebigkeit hat dem König beim Volke sehr geschadet. Man hat ihm den Spitznamen «il nonno del fascismo», Grossvater des Faschismus, gegeben. Aber er hat vieles wieder gutgemacht durch die Art, mit der er durch alle zerbombten Städte und Gegenden fuhr. Bei solchen Gelegenheiten konnte man ihn endlich gebrauchen, und man nutzte ihn in beinahe demonstrativer Weise aus, was man in Anbetracht seines Gesundheitszustandes – er hat ein Nierenleiden – kaum als feinfühlig bezeichnen kann.

Kronprinz Umberto ist äusserlich und im Charakter mehr seiner Mutter ähnlich. Er liebt es, öffentlich aufzutreten und würde sicher versuchen zu regieren, falls er König würde. Sein Verhältnis zum Faschismus war anfangs nicht unfreundlich. Vielleicht sagte

er sich selbst: Ich bin jünger als Mussolini. Meine Zeit wird kommen. Auf alle Fälle trat allmählich ein Umschlag im Verhältnis des Faschismus zu ihm ein. In den offiziellen Verordnungen wurde er nicht mehr der «Principe di Piemonte» genannt, was lange sein Titel war, sondern «Principe Ereditario», der Erbprinz. Im Laufe der Zeit war es Mussolini aufgegangen, dass es klug wäre, das Königshaus so eng wie möglich an die Partei zu binden, so dass beide zusammen alles überleben oder gemeinsam zugrundegehen müssten I

Das ohne Zweifel volkstümlichste und tauglichste Mitglied des Königshauses ist die Kronprinzessin Marie-José. Sie ist eine sehr klaresehende und willensstarke junge Frau, die nicht nur ihrem Manne mehrere Kinder geboren hat, denen sie eine ausgezeichnete Mutter ist, sondern die auch mit ganzer Seele in der Hilfe für die vom Kriege Heimgesuchten aufgegangen ist. Unzählige Male, mitunter in weit vorgeschrittener Schwangerschaft, ist sie in eine von Bomben vernichtete Stadt gefahren oder hat sich manchmal während eines Luftangriffes mitten unter die Bevölkerung ihres geliebten Neapels begeben. Ihre schwierige Rolle als belgische Prinzessin in einem mit Deutschland verbündeten Lande hat sie mit vollendeter Selbstbeherrschung gespielt. Im Frühjahr 1943 vernahm man, dass sie begann, politisches Interesse zu zeigen. In ihrem Hause konnte man gewisse Senatoren und auch nicht selten Graf Dino Grandi sehen, Mussolinis vielleicht gefährlichsten Gegner... Falls Italien aus diesem Kriege als Monarchie hervorgeht, ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie die Regentin wird, vielleicht als Vormund für den kleinen Erbprinzen Viktor Emanuel.

Die übrigen Mitglieder des Königshauses spielen im Augenblick keine grössere Rolle. Prinzessin Mafalda ist wie bekannt verheiratet mit Prinz Philipp von Hessen, über dessen Aufgaben als Sendbote zwischen Deutschland und Italien bereits gesprochen wurde. Prinzessin Giovanna war mit dem König von Bulgarien verheiratet, eine Ehe, die zweifellos stark politisch betont war. Prinzessin Maria ist verheiratet mit einem Prinzen von Bourbon-Parma, der als Franzose im Halbarrest sitzt. Über den Prinzen Aimone von Savoyen-Aosta und seine kroatische Königswürde ist bereits an anderer Stelle berichtet worden.



Man kann sagen, dass Rom, ebenso wie das alte Gallien, in drei Teile geteilt ist. Da ist das antike Rom mit seinen Denkmälern und Ruinen, da ist das kirchliche Rom mit seinen Tempeln und Kunstschätzen und da ist das moderne Rom mit seinen mehr oder weniger falschen Machtinsignien. Und in diesem modernen Rom gab es drei mehr oder minder ausgeprägte Hierarchien, die kirchliche, die faschistische und die hochadlige. Die einzige, die dem Faschismus den Rang streitig machen konnte, war die kirchliche.

In einem seiner am wenigsten bekannten Bücher «Le Puits de Sainte Claire» hat Anatole France, dieser zur Zeit wenig geschätzte Schriftsteller, eine nach meiner Ansicht wunderbare Erzählung «Bonaparte i San Miniato» geschrieben. Der junge Sieger von Norditalien hat eines Nachts im Kloster oberhalb Florenz Quartier genommen. Es stellt sich heraus, dass der Prior ein Verwandter von ihm ist. Er soupiert mit Bonaparte und dessen Offizieren, die als gute Revolutionssoldaten ungehemmt fluchen und lästern. Endlich ist Bonaparte mit dem alten Prior allein. Der General bittet wegen des Auftretens seiner Untergebenen um Ent-

schuldigung. «Glaubst du, diese netten jungen Leute haben mich vor den Kopf gestossen, weil sie ein bisschen frei gesprochen haben? In einigen Jahren werden sie in die Messe gehen, statt hinter den Mädchen herzulaufen. Nein, aber über etwas anderes möchte ich mit dir sprechen. Im Mittelalter gab es einen Bonaparte, der sehr fromm lebte und der auch vom Papst für ‚beato‘, selig, erklärt wurde. Aber ‚santo‘, heilig, ist er nie geworden. Nun habe ich mir gedacht, dass du, der du so grosse Siege gewonnen hast, sicher leicht das Ohr des Heiligen Vaters gewinnen und ihn dazu bringen könntest, unseren verstorbenen Ahnen für heilig zu erklären. Vergiss nie, mein Sohn, es ist immer von Vorteil, mit der Kirche gut-zustehen!»

Und General Bonaparte, der schon im Begriff war, Pläne für die Schlacht des nächsten Tages zu entwerfen, sagte sich plötzlich, dass der Prior recht hatte. Er sagte sich, dass Siege etwas sehr Gutes sein können, dass aber die Kirche immer die revolutionäre Konstitution des Jahres II überleben würde...

Diese Weisheit vergass freilich Bonaparte, nachdem er Napoleon geworden war. Er beging furchtbare Übergriffe gegen die Kirche und liess sogar den Heiligen Vater in Gefangenschaft verschleppen. In dieser Beziehung, aber auch nicht in mehr, hat Mussolini sich als klüger gezeigt als sein bewundertes Vorbild.

Wie war das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, bevor Mussolini die Macht übernahm?

Seit 1870 erkannte der Papst offiziell nicht die Existenz des Königreichs Italien an. Der Staat bewilligte dem Heiligen Stuhl jedes Jahr eine gewisse Summe «als Schadenersatz», die ebenso regel-

mässig abgeschlagen wurde. Pius IX. hatte das Königshaus Savoyen in Acht und Bann getan, das ihm seine Domänen geraubt hatte, aber die königliche Familie bekam weiterhin die Sakramente, von der Taufe und Konfirmation bis zur letzten Ölung. Das Volk des Königreiches war im Grossen und Ganzen fromm. Der Antiklerikalismus französischen Typs hatte in Italien seinen ausgeprägtesten Vertreter in Garibaldi. Nach 1870 hatte er seine Stosskraft verloren. Es war eine Bewegung der «Intelligenz» und sie hatte keine wirkliche Resonanz beim Volke.

Dabei muss man vielleicht eine Ausnahme betreffend das eigentliche Rom machen. «Man muss das mit den heiligen Dingen nicht übertreiben», sagte einmal ein junger norwegisch-katholischer Geistlicher zu mir. In einer Stadt, wo alles von «den heiligen Dingen» handelt, entsteht leicht eine Übersättigung. Die Bevölkerung Roms ist immer ausgesprochen skeptisch gewesen, vielleicht weil sie die Päpste als weltliche Regenten kennen gelernt hat, vielleicht weil sie gewisse Löcher in der priesterlichen Alba entdeckt hat. Gioacchino Belli, ein typisch römischer Dichter, dessen Statue im Trastevere steht, hat sehr bekannte Gedichte mit scharfen Ausfällen gegen die Kirche geschrieben. In einem dieser Poeme steht der Papst auf einem Balkon und spricht mit einem Kardinal. «Was tut das Volk da unten, um leben zu können?» fragt er den Kardinal. «Sie betrügen sich gegenseitig nach bestem Können, Ew. Heiligkeit!» «Ebbè, und wir betrügen sie alle zusammen, noi li freghiamo tutti quanti'», antwortet der Papst.

Als Mussolini die Macht ergriff, stand das Verhältnis zwischen Staat und Kirche praktisch genommen auf demselben Punkt wie

1870. Aber im Februar 1929 wurde ein Übereinkommen zwischen dem Königreich Italien und dem päpstlichen Stuhl getroffen, das für Italien von Benito Mussolini und für die Kirche von Pius XI. unterzeichnet wurde. Wie war dieses Konkordat zustande gekommen?

Zunächst einmal gab es gewisse psychologische Voraussetzungen für eine Annäherung. Der Papst und Mussolini waren zwei Menschen mit gleichartiger Herrschsucht. Pius XI. war einem autokratischen Regime günstig gesonnen. Mussolini sah ein, dass es von unerhörter Bedeutung für sein Regime wäre, die Autorität der katholischen Kirche hinter sich zu haben – dieser Kirche, deren Anhänger ein und dieselbe geistige Autorität, nämlich den Heiligen Vater in Rom, anerkennen, ganz gleich, ob sie mexikanische Schafhirten, Ochsentreiber in den Pampas, Schönheiten der Pariser Gesellschaft oder Klublöwen in London sind.

Die Verhandlungen um das Konkordat wurden zum nicht geringen Teil von einem Bruder des jetzigen Papstes, dem Advokaten in der Kurie, Signor Pacelli, geführt. Er hat die verschiedenen Punkte ausgearbeitet – und vielleicht spielte dies eine Rolle, als sein Bruder zum Papst unter dem Namen Pius XII. gewählt wurde. Durch den Lateranvertrag gab Italien dem neuen Vatikanstaat volle Souveränität und verpflichtete sich, dem Papst eine «Wiedergutmachung» von zwei Milliarden Lire zu bezahlen für die Verluste, die er durch die Ereignisse von 1870 erlitten hatte. Ausserdem wurde gewissen anderen kirchlichen Besitzen wie dem Lateran, den Gebäuden des Propagande Fide und den drei Sommervillen des Papstes in Castel Gandolfo volles Exterritorialrecht zuerkannt. Beide Partner zeigten sich äusserlich zufrieden mit

dem Übereinkommen. Doch bald kam die Enttäuschung. Der Papst hatte erwartet, dass Mussolini ihn als gleichberechtigten Partner behandeln würde<sup>^</sup> während Mussolini davon träumte, die Kirche vor seinen Triumphwagen zu spannen. Der Papst hatte gehofft, den Einfluss der Freimaurer abzuschwächen. Diese Hoffnung ging in Erfüllung, denn Mussolini löste den Freimaurerorden auf. Und das Kruzifix wurde wieder in den Schulen aufgestellt! Aber bereits innerhalb eines Jahres begann der Kampf des Faschismus gegen die «Azione cattolica», die kirchlichen Jugendvereine. Mussolini ordnete an, dass nur die faschistischen Jugendvereine, die «Balilla» und «GIL», zugelassen werden sollten. Er verbot den Faschisten, der «Azione cattolica» anzugehören. In seiner Verbitterung schrieb Pius XI. einen herausfordernden Hirtenbrief, der mit dem später viel genannten amerikanischen Kardinal Spellman nach Paris geschickt und in der französischen Presse veröffentlicht wurde. Dies erweckte seinerzeit eine grosse Sensation, und man erwartete eine Verschärfung der Krise. Aber die kam nicht. Plötzlich gab der Papst nach und löste die «Azione cattolica» auf.

(In diesem Zusammenhang kann gesagt werden, dass der genannte Spellman in kirchlichen Kreisen ein besonderes Ansehen geniesst als ein praktischer Amerikaner mit ausgezeichnetem Verstand in Geschäftsangelegenheiten und dass er Pius XI. bei Kapitalplazierungen half.)

Als der abessinische Krieg kam, verhielt sich die Kirche nicht gerade abweisend. Ein grosser Teil der Priesterschaft war national, ein Teil sogar nationalistisch eingestellt. Und die Kirche hoffte, neue Missionsgebiete in Abessinien zu gewinnen. Dies hinderte aber nicht, dass Pius XI. von 1933 an seine Ansicht über

die totalitären Regierungsformen völlig änderte. Sein letzter Appell an die Menschheit, der vor der Münchenkonferenz ausgesprochen wurde, lautete: «Wenn der Friede nur gerettet werden kann, so gebe ich gern mein Leben hin.»

Pius XII. übernahm den päpstlichen Stuhl in einer äusserst schweren Stunde, kurz vor dem Einmarsch in die Tschechoslowakei. All seine Anstrengungen bis zu dem schicksalsschweren Herbst 1939 gingen darauf aus, den Frieden zu bewahren. Darum stützte er mit allen Kräften Mussolini, der alles tat, um den deutsch-polnischen Krieg zu verhindern. So paradox es klingt, aber ein halbes Jahr später tat Deutschland alles, um Mussolini daran zu hindern, sich in den europäischen Krieg zu stürzen! Aber wenn auch Pius XII. Mussolini in diesem Punkte stützte, so ist es doch sicher, dass die Ereignisse des Jahres 1939 und später die Kluft zwischen Kirche und Faschismus mehr und mehr erweiterten. Nicht ein einziges Mal hat der Papst den Krieg der Achse gutgeheissen. Er hat oft und ausdrücklich gesagt, dass die angelsächsischen Mächte grosse Fehler haben, dass sie beispielsweise anscheinend alle Reichtümer der Welt für sich mit Beschlag belegen wollen. Aber in seiner Weihnachtsbotschaft 1941 hob er hervor – in einer Weise, die nicht missverstanden werden konnte und an eine Adresse, die auch nicht falsch aufgefasst werden konnte – dass «keines Volkes Glück auf dem Unglück eines anderen Volkes aufgebaut werden kann». Er hat später Bedingungen für einen gerechten und beständigen Frieden in einigen kurzen Punkten ausgearbeitet: Ein solcher Friede muss aufgebaut werden auf dem Grunde sittlicher Gesetze, er darf keine Möglichkeit offen lassen zu einem Angriff auf die Freiheit grosser und kleiner Nationen,

keine offene oder versteckte Unterdrückung der Minoritäten darf geschehen, keine Religion darf verfolgt werden, der Zugang zu Rohstoffen und Hilfsquellen muss für alle offen stehen, Rüstungen müssen verhindert werden durch Einhaltung eingegangener Verträge (pacta sunt servanda), soziale Reformen, die das Recht des Individuums auf Leben und Glück sichern, müssen durchgeführt werden.

Wie man sieht, ein sehr schönes Programm.

Während des ganzen Krieges hat der Papst eine Sache ängstlich gehütet: seine Stellungnahme, «über den Nationen zu stehen», nicht durch die italienische Herkunft beeinflussen zu lassen. Das hat manchenorts in Italien enttäuscht, nicht zuletzt bei der Faschistischen Partei, die Roms doppelte Bedeutung für eigene Zwecke ausnutzen wollte. Aber wenn der Papst freigebig allen die Stütze der Religion zuteil werden liess, die es verlangten, so hat er sich absolut nicht in einer derartigen Politik engagieren wollen. Ein Beweis unter vielen ist, dass er Vakanzen in der Verwaltung des Vatikans offenlässt, bis der Friede kommt. Im Februar 1943 starb zum Beispiel der Jesuitengeneral Ledochowsky. Sein äusserst wichtiger Posten ist nur ad interim besetzt worden, weil er Pole war und weil jede Wahl eines Nachfolgers von einer anderen Nation wie eine Sympathie- oder Antipathieäusserung aussehen könnte. Die Kirche soll international sein.

Der Faschismus wagte nicht offiziell gegen die Haltung des Papstes zu opponieren, wohl aber unterirdisch. Was besonders den Unwillen der Partei erregte, war des Papstes immer deutlicher werdende Stellung als Exponent der ununterdrückbaren Friedenssehnsucht des ganzen Volkes. Wenn er sich in der Loggia zum

Petersplatz zeigte, brausten immer wieder die Rufe: «Viva la pace!» Es lebe der Friede! (In der italienischen Presse wurde es wiedergegeben mit: «Viva il papa della pace!» Es lebe der Friedenspapst !) Um Demonstrationen zu vermeiden, beschloss Pius XII. Ostern 1943, sich nicht in der Loggia zu zeigen. Und zum ersten Male seit dem Zustandekommen des Konkordats hielt er nicht die übliche Pontifikalmesse in der Peterskirche ab, sondern er begnügte sich damit, sehr früh am Tage eine Messe in einer der kleineren Kapellen zu lesen, wozu nur das diplomatische Korps Zutritt hatte.

Es besteht kein Zweifel, dass Religion und Frömmigkeit in diesen Jahren in Italien zunahmen und dass auch viele Parteimitglieder davon ergriffen wurden. Einige, wie Thaon di Revel, Grandi und der Senatspräsident Suardo sind übrigens immer strenge Katholiken gewesen. Ein anderes Parteimitglied, Professor Orestano, schrieb Neujahr 1943 in der Zeitschrift «Gerarchia» einen Artikel, der für manchen wie eine Bombe einschlug. Er stellte darin fest, dass Italien sich die Zukunft des neuen Europas ganz anders denkt als gewisse Verbündete. Italien, sagte er, hält fest an der christlich-katholischen Tradition und beabsichtigt, es auch weiterhin zu tun, ohne sich in die Nebel neuer Lehren zu verirren...

Am Anfang des Krieges brachte die Zeitung des Papstes «Osservatore Romano» bekanntlich Telegramme über die Kriegsergebnisse und kommentierte sie von eigenen Gesichtspunkten. Beispielsweise war die Zeitung sehr freimütig in Bezug auf die Ereignisse in Polen, einem Lande, das dem Herzen des Papstes immer nahestand. Die Folge war, dass die Auflage enorm wuchs. Man behauptete, dass die Partei so viel Exemplare wie möglich



aufkaufte, um die Verbreitung zu verhindern. Auf alle Fälle liessen die Faschisten nach einem gewissen Zeitpunkt kontrollieren, wer die Zeitung kaufte, und es kam vor, dass die Käufer in Schlägereien verwickelt wurden! Allmählich wurde der Papst gezwungen, seine Haltung zu ändern. Der Chefredaktor, Graf della Torre, wurde zu Seiner Heiligkeit gerufen und bekam Order, die Zeitung unpolitisch zu machen. Aber immer noch hat die Zeitung einen sehr grossen Leserkreis, teilweise vielleicht darum, weil sie unter der Rubrik «Documentazione» Nachrichten von der Feindesseite bringt. (Ein Parallellfall besteht in der faschistischen Presse. Die ausserordentlich trockene und nicht sehr billige Zeitschrift «Relazioni Internazionali» brachte bis Mitte 1941 die feindlichen Nachrichten und war darum in allen römischen Barbierstuben anzutreffen!)

Im März 1943 begab sich ein Dutzend Senatoren zu Seiner Heiligkeit und bat, für einen Separatfrieden zu intervenieren. Er schüttelte wehmütig sein Haupt und sagte:

«Meine Kinder, ich weiss, dass jeglicher Vorschlag bei den Alliierten zwecklos ist, solange die jetzigen Machthaber in Deutschland und bei uns regieren. Ein Friedensappell würde jetzt mehr schaden als nützen...»

Hat er seitdem interveniert? Niemand weiss es, aber dass alle in Italien es wünschen, ist sicher. Und wer einmal Pius XII. inmitten dieses frommen, freundlichen und hilflosen Volkes gesehen hat, kann nur hoffen, dass seine Bitten für den Frieden einst erhört werden und dass er seinen Anteil haben darf an der Ausarbeitung der Friedensbedingungen. Bleich und asketisch mager, aber mit einer verblüffenden Vitalität bewegt er sich stundenlang unter den Besuchenden in den Audienzzräumen. An offiziellen Empfangsta-

gen pflegen es bis zu Fünftausend zu sein. Er beugt sich über die Knienden, hört auf ihre Bitten, fragt nach ihren Nöten, tröstet sie in ihrem Kummer und teilt ihre Freude. Hie und da segnet er ein junges Ehepaar – oft ist der Mann in Uniform und muss direkt an die Front – da und dort tätschelt er ein kleines Kind, manchmal reicht man ihm eine Photographie, damit er einem Abwesenden seinen Segen gäbe... Seine Zeit reicht für alle – und doch hat er an tausend grössere und kleinere Dinge zu denken, vom Erwachen in der frühesten Morgendämmerung bis zum Verlöschen seiner Lampe in später Nachtstunde. Wer dieses feine und seelenvolle Gesicht gesehen hat und die von Güte leuchtenden Augen, der vergisst es nie. Er kann nur sein Haupt in Ehrerbietung senken und bezeugen, dass es wirklich eine Welt gibt, die anderen Gesetzen als denen der Gewalt gehorcht, eine Welt, wo Maschinen und Kanonen nichts zu sagen haben, aber Güte und Mut alles – ein Reich, das nicht von dieser Welt ist.

Und er wird noch einmal ergriffen von tiefster Sympathie und Bewunderung für das Volk und die Kultur, die einen Mann wie Eugenio Pacelli, den Papst Pius XII., hervorbringen konnten.

Im Rom des Faschismus konnte man nur schwer glauben, dass diese Stadt einst in weitem Masse vom Adel und dessen gegenseitigen Kämpfen beherrscht wurde. Noch standen die majestätischen Paläste am Corso und in den Gassen: Palazzo Doria-Pamphili, Palazzo Colonna, Palazzo Odescalchi, Palazzo Orsini, aber der Glanz auf den Wappenschilden war verschwunden. Die neuen Herren trugen ihr Wappenschild im Knopfloch und sie hatten es verstanden, es einträglich zu gestalten, was man nicht so sehr von den Inhabern der vielen und langen Titel sagen konnte.

Als Italien noch in viele Kleinfürstentümer geteilt war, hatte auch der Adel seinen Platz. Es herrschte ein gewisser patriarchalischer Ton im Umgang zwischen dem Regenten und dem Adel in seinem Reiche: Hör mal, du spielst zu hoch, deine Frau betrügt dich – davon will ich nichts hören. Mit dem Jahre 1870 begann der Adel seine Bedeutung zu verlieren, doch mit Ausnahme der grossen Grundbesitzer. Und Familien wie Torlonia, Campagna, Pavoncelli und Ricasoli taten viel Rühmenswertes auf ihren Gütern. Die Familie Torlonia legte um 1900 herum den See Fucino im Apennin trocken und gewann damit weite und fruchtbare Stre-

cken für den Pflug. Die Barone Campagna in Kalabrien machten Ländereien urbar, die nicht bewirtschaftet waren. Sie gründeten einen Lakritzenvertrieb, der ihnen in kurzer Zeit das Weltmonopol auf diese Ware verschaffte, die eine grössere Rolle in den romanischen Ländern spielt als man glaubt. Lakritzen, «liquorizia», wird wie Gummi aus der aufgeschlitzten Rinde eines Baumes gewonnen.

Die Barone Ricasoli in der Toscana machten den Chianti wein zu einer Weltmarke. Der Fehler mit den italienischen Weinen ist ja, dass sie in der Regel keinen längeren Transport vertragen können. Die Barone Ricasoli führten eine Standardisierung ein und sogar etwas, das zu jener Zeit äusserst selten in der italienischen Weinkultur war: Jahrgänge und Jahreszahl der Weine! Ein Baron Fasini gründete die grosse Hotelgesellschaft «Società dei Grandi Alberghi Italiani», die Muster- und Luxushotels an besonderen Touristenorten einrichtete.

Aber eine solche Rolle wie im wilhelminischen Deutschland spielte jedenfalls der Adel niemals im vorkfaschistischen Italien. Die meisten Geschlechter mussten ihre Familienpaläste verkaufen. Die Oberhäupter solcher Familien wie Chigi und Doria mussten im Voraus ihre wunderbaren Barockpaläste testamentieren, um Steuern und Erbsteuern zu entgehen. Wie ihnen zu Mute gewesen sein muss, kann man vielleicht nachfühlen, wenn man hört, dass der Palazzo Doria einen Spiegelsaal hat, der dem im Versailler Schloss kaum nachsteht. Als Kaiser Wilhelm dort einen Besuch abstattete, sagte er zu dem Besitzer: «Leider kann ich Ihnen nicht so etwas in Berlin bieten!»

Der jetzige Inhaber des Namens Doria ist übrigens einer der aufrechtsten Adligen im Verhältnis zum Regime. Er hat niemals

geflaggt an Paradedagen des Faschismus. Dagegen hat er manches Bonmot über die Regierungsform geäußert und hat dafür das Missfallen der Faschisten zu spüren bekommen. Er hat Hausarrest und anderen Arrest gehabt und ist einmal auf eine Insel im Mittelmeer verwiesen worden, um auf andere Gedanken zu kommen. Aber nichts half – und jetzt dürfte es zu spät sein.

So wie er hat sich auch der grösste Teil der alten Geschlechter verhalten. Es ist etwas anderes mit dem hochgekommenen Adel der späteren Jahre, der sich durchgehend der Partei zur Verfügung stellte und dadurch viele Vorteile gewann, nicht zuletzt ökonomischer Art.

Am berühmtesten unter diesem Adel ist wohl die Familie Ciano. Costanzo Ciano, der Vater des kriegेरischen Aussenministers, wurde nach dem vorigen Kriege mit dem Beittitel «di Cortellazzo» geadelt, nach dem Namen des Hafens, von dem aus er als Seeoffizier gegen Österreich fuhr. Er war ein alter Seebär und hatte etwas von dem Wesen des Musketiers Porthos. Ebenso wie Dumas Krieger wurde er sehr reich und wie dieser trank er tüchtig – man sprach von sechs, sieben Litern Wein pro Tag. An dem Tage, als sein Agent ihm mitteilte, dass das Familienvermögen eine Milliarde Lire überschritten hatte, wurde er so begeistert, dass er sich faktisch «totfeierte»! Der Sohn hat seinen Sinn für das Ökonomische geerbt, aber im Übrigen gilt sein Interesse mehr Eros als Bacchus.

Ein anderes berühmtes Mitglied des faschistischen Neuadels ist der Graf Volpi di Misurata. Er ist hochgekommen als finanzieller Agent der Königsfamilie. Vor vielen Jahren befand er sich in Montenegro, wo er am Hofe König Nikitas Gelegenheit hatte, der

späteren Königin von Italien einige Dienste zu erweisen. Als Dank verschaffte sie ihm später gewisse Staatskontrakte, mit denen er sich gute Einnahmen sicherte, am meisten dadurch, dass er sie mit gutem Verdienst weiterverkaufte. Er ist bekannt und gefürchtet wegen seiner finanziellen Methoden. Nachdem er sich die Aktienmajorität in den Norditalienischen Elektrizitätswerken verschafft hatte, glückte es ihm, diese Papiere auf den fünffachen Kurs zu steigern, worauf er allen Freunden zum Kauf riet und selbst verkaufte... Als es zum Krach kam, verlor ein einziger dieser Gutgläubigen zwanzig Millionen Lire. Später wurde er Gouverneur in Libyen, woher er den Titel «di Misurata» hat. Als seine Tochter sich mit einem Ruspoli verheiratete, hielt er in Venedig eine Hochzeit, die Millionen kostete. Er unterliess es auch nicht, seinen Gästen dies klar zu machen.

Eine italienische Grossbourgeoisie gibt es eigentlich nur im nördlichen Teil des Landes, wo Handel und Industrie konzentriert sind. Allerdings ist sie vielleicht nicht nur durch eigene Tüchtigkeit hochgekommen, wie sie gern glaubt, sondern wenigstens ebensoviel durch Schutzzölle und Staatsbestellungen.

Die kleine Bourgeoisie besteht hauptsächlich aus Beamten, die in Italien wie in Frankreich immer nur sehr geringe Löhne bezogen. Aber vor dem letzten Kriege war es jedenfalls möglich, mit diesen Gehältern zu leben. Später ist es nach und nach beinahe unmöglich geworden. Man kann sagen, dass der italienische Beamte vor der Machtübernahme des Faschismus ein zurückhaltender und arbeitsamer Mensch war, der seinen Dienst nach südländischen Methoden, aber auf eine anerkennenswerte Weise, tat.

Nach dem Aufkommen des Faschismus haben sich die Beamten leider in ganz anderer Richtung entwickelt. Die Gehälter, welche durch die Abwertung der Lira viel niedriger sind als 1914, machen es unmöglich, ohne Nebeneinnahmen zu leben. Und was für Nebeneinnahmen bieten sich einem armen Beamten? Es gibt kaum mehr als eine Einnahmequelle. Es ist zur Regel geworden, ein kleines Handgeld zu geben, wenn man etwas bei einem Beamten erreichen will. In dieser Beziehung habe ich phantastische Dinge gehört, von Waren, die reexportiert werden sollten und für die man mehr an «Handgeld» verlangte als Fracht und Zoll zusammen kosteten.

Der wichtigste Stand in Italien ist ohne Zweifel der der Bauern. Hacke und Spaten, hat jemand gesagt, sind die Waffen, die der Italiener am besten zu gebrauchen weiss. Und ein grösseres Lob dürfte man einem Volke nur schwer geben können. Wenn man diese unendlich geduldigen und unendlich fleissigen Bauern auf den Feldern und in den Bergen arbeiten sieht, wenn man sieht, mit welcher Fürsorge sie ihre Weinstöcke beschneiden und besorgen und die beinahe mütterliche Pflege, die sie ihrem Stückchen Erde zuteil werden lassen, bis jeder Acker einem Garten gleicht, dann wird man von tiefer Bewunderung ergriffen. Der Italiener liebt die Erde. Adams Fluch ist für ihn ein Segen. Aber damit ist nicht gesagt, dass er den rechten Lohn für seine Arbeit bekommt.

Die Bauern sind entweder selbst Eigentümer oder, was die Regel ist, «mezzadristi», Halbbauern, Lohnbauern. Um das Land bewirtschaften zu dürfen, müssen sie einen Teil der Produkte abgeben, während der Boden, die Bäume und Weinstöcke dem Guts-

besitzer verbleiben. Vom Wein und Öl muss so ein Bauer bis zu 70% abliefern, vom Getreide ungefähr 20%. Der Faschismus hat unzweifelhaft manches für die Bauern getan und er hatte daher auch sicher bei ihnen die beste Stütze – bis der unglückselige Krieg das Regime zwang, auch gegen die Bauern hart vorzugehen. Der Krieg riss den Grund unter der von Mussolini verkündeten Autarkie weg, die sich als eine Friedens ware erwies. Je nachdem wie der Krieg ging, sollten mehr und mehr landwirtschaftliche Produkte bei «l'Ammasso» abgeliefert werden und zu Summen, die in keinem Verhältnis standen zu den rasch ansteigenden Preisen für andere Waren. Der Bauer empfand sich mehr und mehr als ein Stiefkind und verlor allmählich das Interesse für die Landwirtschaft. Er versuchte nach bestem Können, heimlich zu schlachten und heimlich zu verkaufen, um selbst etwas zu verdienen. Als man dies verhindern wollte, geschah es, dass beispielsweise in Kalabrien die Bauern lieber den Olivenbaum, den heiligen Olivenbaum, abschlugen, als dass sie Zeit für dessen Pflege opferten. Daraufhin musste ein besonderes Gesetz erlassen werden, das alle solchen Abholzungen verbot.

Eine der Aufgaben, die der Faschismus sich vorgenommen hatte zu lösen, war die Aufteilung der grossen Güter auf Sizilien. Aber ob die Zeit nicht gereicht hat oder das Können zu gering war, jedenfalls waren die Fortschritte ziemlich unbedeutend.

Was die Arbeiter betrifft, so übernahm der Faschismus ein schweres Erbe von seinen Vorgängern. Dazu kam, dass Amerika gerade damals die Immigration stoppte, weshalb das Land jährlich für eine halbe Million Personen mehr Arbeit beschaffen musste. Der italienische Arbeiter macht zusammen mit dem Bauern den



besten Teil der Bevölkerung aus. Er ist fleissig und anspruchslos. Er ist völlig enthaltsam und kann von so gut wie nichts leben. Ein Brot, ein bisschen Öl, etwas Gemüse und ein halber Liter Wein decken seinen täglichen Bedarf. Der Faschismus versuchte, den Arbeitsmarkt zu regeln und soziale Gesetze für Krankheit, Unglücksfälle und das Alter zu schaffen. Kaum auf einem dieser Gebiete ist es gelungen. Die Regelung erforderte, dass jeder Arbeiter einem «Sindicato», einem Fachverband, angehörte, denn ohne eine solche Mitgliedschaft konnte man keine Arbeit bekommen. Das führte zu einer immer mehr steigenden Unfreiheit auf dem Arbeitsmarkt, was natürlich von den Arbeitgebern aus genutzt wurde. Ein Mann, den ich kenne, war mit seiner Stellung unzufrieden und wollte auf einen anderen Beruf übergehen. Er beschloss, eine Annonce in den «Messagero» einzusetzen. Sie würde 40 Lire kosten, sagte man im Anzeigenbüro. «Va bene», dachte er, das ist teuer, aber vielleicht macht es sich bezahlt. Bevor jedoch der «Messagero» die Annonce annahm, bat man, die Annoncierungserlaubnis vom Syndikat zu sehen – denn alle Arbeitsangebote müssen durch das Syndikat gehen. Und da er eine solche Erlaubnis nicht hatte, musste er an seinen Platz zurückkehren – wie ein Leibeigener.

Die obligatorische Versicherung, die der Faschismus eingeführt hat, wird von der ganzen Bevölkerung ausschliesslich als eine Art Sondersteuer aufgefasst. Und es ist kein Zweifel, dass sie nach eigentümlichen Prinzipien aufgebaut ist, u.a. bezahlen die niedrigsten Einkommenklassen die höchsten Abgaben. Ein Mann, der zehn Lire täglich verdient, bezahlt verhältnismässig doppelt soviel wie ein Mann mit fünfzig Lire Einkommen.

Die Löhne in Italien sind sehr klein. Ein Ministerialdirektor verdient etwa 3'000 Lire im Monat, ein Bankbeamter 800 bis 1'000 Lire, ein Lehrer auf dem Lande etwa 700 Lire. Die Löhne der Arbeiter sind entsprechend niedriger. Es gibt Arbeiterkategorien die weniger als 300 Lire im Monat haben. Junge Arbeiter und Frauen, die nicht fachlich ausgebildet sind, werden natürlich am schlechtesten bezahlt. Facharbeiter, besonders in Norditalien, können verhältnismässig gut verdienen – bis zu fünfzig, sechzig Lire am Tage.

Im gleichen Hause, in dem sich die Deutsch-Italienische Vereinigung befindet, direkt neben dem bekannten «Ristorante Fagi-ano», welches noch bis zum April 1943 ein Restaurant der europäischen Spitzenklasse war, sind auch einige Kontore mit Schau- fenstern in der Arkade nach der Piazza Colonna. Obgleich ich fast täglich durch diese Arkade ging, habe ich niemals einen Men- schen in dieses Kontor gehen oder aus diesem Kontor kommen sehen. Im Schaufenster befand sich seit 1940 eine Skulptur in schwarzem Gips und ein farbenreiches Bild über die Zusammen- setzung der französischen Regierung unter der sogenannten Volksfront. Die Skulptur stellt einen Europäer mit klassischem Profil, einen Neger und einen Juden dar. Zwischen dem Europäer und den beiden anderen ist ein blosses Schwert gezückt. Der Sinn kann nicht missverstanden werden: keine Vermischung unter Sems, Harns und Japhets Söhnen! Das Bild über die Regierung der Volksfront ist während der Okkupation in Paris hergestellt worden. Die Namen rein arischer Franzosen sind blau gedruckt, die der Juden rot und die aller Personen, welche durch Heirat oder auf andere Weise «enjuivés» sind, gelb. Das ganze Bild umfasst

wohl hundert Namen, worunter einer – sage und schreibe: einer – in blau gedruckt ist. Der Rest ist gelb oder rot, aber die meisten und wichtigsten sind rot gedruckt.

Über diesem Schaufenster liest man die Worte «La Difesa della Razza», Rassenverteidigung.

Es dauerte lange, bis der Faschismus die Rassenfrage auf sein Programm setzte. Mussolini hatte wiederholt gesagt: «Rassentheorien sind Wahnsinn!» Und bei einer Gelegenheit erklärte er kategorisch: «In Italien existiert kein Judenproblem!»

Diese Haltung in einer Angelegenheit, wo seine deutschen Freunde eine vollständig entgegengesetzte Auffassung hatten, verschaffte ihm viele Bewunderer bei einem gewissen Teil der europäischen Intelligenz. Der französische Theaterschriftsteller Henri Bernstein nahm gütig einen hohen italienischen Orden entgegen, und der deutsche Schriftsteller Emil Ludwig bekam Nahrung für sein konstantes Bedürfnis an Heldenverehrung, indem er eine Reihe Interviews mit dem Duce hatte.

Man kann einen Grund zu dieser Haltung in Mussolinis eigenem Leben finden. Er ist kein Kammergelehrter, der an Theorien herumgrübelt, nach denen die Welt sich zu richten hat. Er ist immer ein Mann des Handelns gewesen, ein Kondottiere, der das Leben von äusserst verschiedenen Gesichtspunkten sieht. Er hat die Mittel und die Menschen angewendet, die zur Verfügung standen. Ob sie schwarz oder weiss, Mohammedaner oder Christen waren, ist ihm ganz gleich gewesen. Gegen die Juden hatte er umso weniger eine Aversion, als er wenigstens eine grosse Liebe in seinem

Leben gehabt hat, deren Gegenstand eine Jüdin war. Aber ausserdem hat man geflüstert, dass er selbst einer künstlichen Rassen-Abgrenzung nicht standhalten könne. Als Beweis erzählt man sich Folgendes, wobei die Einzelheiten richtig sind, unabhängig davon, wie man sie deuten möge. Im Frühjahr 1942 gab ein gelehrter Forscher ein Buch heraus, das Dokumente aus dem 18. Jahrhundert enthielt, die er in der Staatsbibliothek von Venedig gefunden hatte. Unter anderem stand darin eine Auswahl von den Rapporten der venezianischen heimlichen Polizei um 1780. Einer der von der Polizei Überwachten hiess Abramo Mussolini und unter seinem Namen stand: «ebreo, grande amico dei Prussian!» – Abraham Mussolini, Jude, grosser Freund der Preussen. Das Buch wurde drei Stunden nach der Herausgabe beschlagnahmt, aber eine Anzahl Exemplare waren schon verkauft worden...

(Nun ist dies ja kein Beweis, dass der Duce überhaupt verwandt war mit dem genannten Mussolini. Es wird vermutet, dass die Familie ursprünglich aus Webern von Musselin, dem Stoff aus Mosul, bestand und daher diesen Namen bekommen hat. Aber auch andere und vornehmere Stammtafeln sind von begeisterten Biographen aufgestellt worden.)

Was die Judenfrage in Italien von jener in Deutschland unterscheidet, ist ein Punkt von ziemlich entscheidender Bedeutung. In Deutschland ist sie eine Rassenfrage, in Italien eine Religionsfrage. Das geht nicht zuletzt hervor aus der Gesetzgebung, die allmählich auf diesem Gebiete eingeführt wurde.

Dass es so lange dauerte, bis die Judenfrage in Italien aktuell wurde, hat historische Ursachen. Mit Ausnahme von Rom, das immer eine Sonderstellung eingenommen hat, war Italien bis 1870 eines der intolerantesten Länder in Europa, wenn es um die Auf-

enthaltberechtigung der Juden ging. Besonders Süditalien, das damalige Königreich Beider Sizilien, zeichnete sich in diesem Punkte aus. In Neapel galt ein unbedingtes Verbot für die Juden, sich dort niederzulassen. Als die berühmte Familie Rothschild von Frankfurt allmählich ihre Tätigkeit nach dort ausdehnte, musste der Chef der Filiale sich eine Sondererlaubnis beschaffen, um seine wundervolle Villa Pignatelli an der Strada di Chiaia bauen und bewohnen zu dürfen. In Oberitalien gab es zwar Judenzentren in Turin, Mailand, Venedig und Triest, aber sie spielten keine grössere Rolle. In Rom dagegen war die Situation anders. Die ewige Stadt hatte bis zuletzt ein Ghetto – aber die Juden waren willkommen in Rom! Die Päpste verstanden es vortrefflich, ihnen Geld aus der Tasche zu locken, wenn sie es brauchten, und die Juden verstanden es mindestens ebenso gut, sich dabei auf Kosten der Päpste zu bereichern, wenn diese Darlehen oder Lieferungen benötigten.

Seit der Einigung Italiens haben die Juden in Italien national gefühlt. Sie sind mehr oder weniger, doch meistens gute italienische Bürger gewesen und haben dem Lande Ehre gemacht. Baron Sidney Sonnino, der beim Kongress in Versailles die undankbare Aufgabe hatte, für Italien zu sprechen, war Jude. Der grosse Gummikönig Pirelli ebenfalls. Und unter Mussolinis Mitarbeitern ist wohl keiner weniger berühmt als Balbo, der jüdisches Blut in den Adern hatte, eine Tatsache, die Mussolini und Balbo oft von der anderen Seite der Alpen vorgeworfen wurde, die beide aber mit Ruhe hinnahmen.

Man berechnet die Zahl der italienischen Juden auf etwa 100 000, rassenmässig gesehen, und auf 80'000, religionsmässig gesehen.

Im Jahre 1934 wurden die Judengesetze in Nürnberg erlassen, und die deutschen Juden versuchten nun sich nach bestem Können aus dem Lande zu retten. Eins der Länder, in welche viele flohen, war Italien, wo der Antisemitismus damals ein unbekannter Begriff war. Es wurde sogar zwischen Deutschland und Italien ein besonderes Übereinkommen getroffen wegen einer teilweisen Transferierung der jüdischen Vermögen. Aber gleich darauf blühte auch der Antisemitismus südlich der Alpen auf.

Jahre hindurch war er von eifrigen Aposteln vorbereitet worden. Houston Stewart Chamberlains italienischer Übersetzer, ein Herr mit Namen Giovanni Preziosi – übrigens Direktor der Zeitung «Il Mezzogiorno» in Neapel und Gründer der Zeitschrift «La Vita Italiana» – begann bereits 1922 in noch schärferem Tone, als man es in Deutschland gewohnt war, für den totalen Antisemitismus zu predigen. Dieser typische Libellist ist Mitglied der Fascistischen Partei, wurde aber nicht von Mussolini begünstigt.

Es gibt noch zwei andere Männer, die grosse Bedeutung hatten in Bezug auf das Entstehen einer antisemitischen Bewegung in Italien.

Der eine, im Ausland weniger bekannte, ist Telesio Interlandi, Redaktor am «Tevere» und seit 1938 an der «Difesa della Razza». Er kann am kürzesten gekennzeichnet werden als Italiens Julius Streicher. Seine Zeitungen sind gespickt mit dem ganzen bekannten Material an Statistik, Sittenschilderungen und mit dem Protokoll der Weisen von Zion. Sie wimmeln von Diagrammen und Zeichnungen, wo man sieht, wie das Rassengift sich wie eine «Spirochaeta pallida» im Körper des nichts Böses ahnenden Pati-

enten verbreitet. Selbst weiss er es nicht, aber eines schönen Tages entdeckt er es dann: in seinen Adern fliesst unreines Blut! «Il Teveres» Schaufenster an der Via dell'Impero ist ebenso voll von solchen Zeichnungen und Photographien – wie ein altmodischer Salon mit Nippes und Fächern. Und Herrn Interlandis anderes Organ, «La Difesa della Razza», hat sogar, wie gesagt, ein teures Kontor in der Arkade an der Piazza Colonna.

Es gibt einen Rassentheoretiker, noch dazu ein Gründer der Lehre, der oft in Deutschland zitiert wird, aber nie in Italien, nämlich Graf Gobineau. Dieser Franzose schrieb Bücher über «L'Inégalité des Races humaines», wo er die germanische Rasse als die vornehmste von allen in den Himmel hebt. Selbst rechnet er sich zu dieser Rasse. Über das italienische Volk sagte er: «Man nehme die Überbleibsel aller Völkerschaften in Europa und Afrika, mische sie und man hat den Italiener.» Er würde sicher sehr erstaunt sein, wenn er den Feldzug für eine reine italienische Rasse sehen könnte, der seit zehn Jahren von der «Difesa della Razza» geführt wird.

Das hindert nicht, dass es wirklich eine italienische Rasse mit besonderem Gepräge gibt. Jeder, der vom Westen, Norden oder Osten nach Italien gekommen ist, muss es an der Grenze unmittelbar empfunden haben. Diese Rasse hat ein Herz, das besser ist als das der meisten anderen europäischen Völker, einen Kopf, der voll ist von guten, oft glänzenden Ideen, und Hände, deren Geschicklichkeit verblüffend ist. Die Arbeitsfreude und die Geduld sind ebenso erstaunlich. Nur der Sinn für Politik und soziale Zusammenarbeit ist mangelhaft entwickelt...

Der dritte der grossen Antisemiten in Italien ist Roberto Farinacci, der grosse Bewunderer Deutschlands und alles Deutschen.



Zum grossen Teil war es ihm und seinem Einfluss auf die Gräfin Edda zu verdanken, dass ihr Vater endlich darauf einging, Italien eine besondere Gesetzgebung wegen der Juden zu geben. Um diese Gesetze zu schaffen, wurde eine Kommission von gelehrten Theoretikern und Historikern gebildet, die nach langem Hin und Her ihr Gutachten abgab. Im Jahre 1938 wurden dann die neuen Gesetze erlassen. Allerdings wurde die Gültigkeit nicht vor 1942 auf das italienische Afrika erstreckt. In der letzten Minute, könnte man sagen...

Der Hauptpunkt in dieser Gesetzgebung ist, dass sie das Judentum als Religion betrachtet, nicht als Rasse. Juden, die sich vor einem gewissen Datum taufen liessen, werden nicht als solche angesehen. Eine Jüdin, die sich mit einem Italiener verheiratet, wird eo ipso Italienerin. Kinder aus Mischehen werden Italiener, wenn sie getauft werden. Frontkämpfer von 1915-1918 und Personen, die dem Staat besondere Dienste erwiesen haben, sind ebenfalls von den Einschränkungen ausgenommen, die sonst die Juden treffen. Solche Juden sind «discriminati», wie man es nennt. Aber wer nicht «discriminato» ist, darf bestimmte Berufe nicht ausüben, wie etwa den des Advokaten, des Arztes, des Universitätslehrers usw.

Der Schaden, den diese Gesetzgebung anstellte, war bedeutend. Mussolini hatte nun die ganze Intelligenz gegen sich, die vorher auf seiner Seite gestanden hatte. Dass Henri Bernstein seinen Orden zurückschickte, brauchte ihn vielleicht nicht weiter aufzuregen. Aber die englisch-amerikanische Presse wurde in sehr ungünstiger Richtung beeinflusst. Und was war der Gewinn?

Praktisch genommen nichts. Das italienische Volk fühlte sich ausnahmslos irritiert. Unter sich hiess es: «Immer müssen wir den Deutschen alles nachhaken!» Denn irgendeinen spontanen Antisemitismus, wie etwa in Polen, Rumänien und anderen osteuropäischen Ländern, gibt es nicht in Italien. Den besten Beweis hierfür bekam man im Frühjahr 1942, als aus irgendeinem Grunde angeordnet wurde, dass sämtlichen Juden Roms Kurse für körperliche Ertüchtigung aufgezwungen werden sollten. Als geeignete Tätigkeit wählte man das Graben, als Arbeitsplatz die Ufer des Tiber. Am Fusse der Mauern, die den gelben Fluss eindämmen und Rom seit fünfzig Jahren vor den ehemals regelmässigen Überschwemmungen schützen, gibt es grasbewachsene Strandbänke. Und jetzt wurde also bestimmt, dass diese Bänke planiert werden sollten und dazu wurden die Söhne des Volkes ausersehen, von dem man glaubte, dass es seit seinem Dasein am Nil vor 3'500 Jahren die besonderen Voraussetzungen für eine derartige Arbeit haben müsse. Jeden Tag konnte man nun braungebrannte Herren mit krausem Haar und markanten Profilen in der Sonnenhitze am Tiberufer arbeiten sehen. Sie trugen nur Schwimmhosen, was im Verein mit dem Sonnenlicht und dem gelben Sand dem Schauspiel ein wirklich ägyptisches Gepräge gab. Auf den Kais sammelte sich das Volk, um zuzuschauen. Aber keine Schimpfwörter oder Ausdrücke für Rassenhass konnte man hören. Im Gegenteil, man sah, wie die Römer – ohne von den Wächtern gehindert zu werden – freundlich mit den Arbeitenden plauderten und ihnen Zigaretten anboten. Wenn man daran denkt, dass zu jener Zeit die Italiener bei El Alamein unter Artilleriefire ihre Laufgräben gruben, muss

man schon sagen, dass die vom Kriegsdienst befreiten Hebräer die leichtere Arbeit hatten.

Das oben Gesagte bezieht sich auf die italienischen Juden. Die eingewanderten deutschen Juden unterstehen der Gerichtsbarkeit ihres Landes. Man hat sie zusammengeführt in Konzentrationslagern im Apennin und in den Abruzzen, wo sie jedoch von ihren italienischen Wächtern anständig behandelt werden sollen. Und verschiedene von ihnen dürfen weiterhin in Freiheit praktizieren, auch in Berufen, die sonst verschlossen sind. Beispielsweise gibt es einen sehr tüchtigen Zahnarzt von deutsch-jüdischer Herkunft, der das besondere Vertrauen Seiner Heiligkeit gewonnen hat. Man hat sogar extra für ihn einen eigenen Arbeitsraum im Vatikan eingerichtet. Eines Tages wurde er jedoch aus seiner Wohnung geholt und in den «Carcere Regina Coeli» geführt, in das Gefängnis der Himmelskönigin. Von dort aus sollte er in irgendein Konzentrationslager in den Bergen verschickt werden, aber – um mit dem Alten Testament zu sprechen – in jener Nacht sandte der Herr seinem Statthalter auf Erden ein schweres Zahnweh. Und ein päpstlicher Zahnschmerz ist keine Sache, die leichtsinnig behandelt werden darf. Als der Tag graute, wurde der nichtarische Zahnarzt aus dem Gefängnis der Himmelskönigin geholt, wie einst Joseph aus Pharaos Kerker. Gefolgt von Wächtern wie von Schutzengeln wurde er in die Vatikanstadt transportiert. Und seitdem hat ihn niemand mehr gestört.

Woher die totalitären Staaten, einschliesslich des ersten, grössten und mächtigsten von ihnen, Russlands, letzten Endes ihre Ideen geholt haben, ist ja ziemlich klar: von der christlichen Kirche. Wenn es wahr ist, dass die Nachahmung die aufrichtigste Form der Schmeichelei ist, dann hat die Kirche allen Grund, sich geschmeichelt zu fühlen. Die Ideen, welche diese Staaten verkünden, sind pervertierte Dogmen, und die grossen Werke, die sie auszuführen behaupten, sind die Mirakel des Antichrist. «Wenn der Antichrist kommt, wird er Christus völlig ähnlich sein», sagt ein altes Wort. Und als der Antichrist kam, ähnelte er Christus wie ein photographisches Negativ dem Positiv. Wo die Kirche lehrt, mein Reich ist nicht von dieser Welt, lehren die totalitären Staaten, mein Reich ist ganz und gar von dieser Welt. Wo die Kirche die Unterdrückung des Ichs für Gott verkündet, da verkündet Leviatans Philosophie die Aufopferung des Ichs für den Staat. Den Kadavergehorsam, den gewisse geistliche Orden gegenüber der Kirche einführten, fordern die totalitären Staaten ganz für sich. Alle sollen tun, was der Staat verlangt und alle sollen glauben, was der Staat lehrt. Noch ist man nicht so weit gegangen, dass

man ein Hausverhör in den marxistischen und antimarxistischen Thesen eingeführt hat wie etwa früher bei uns über Luthers Katechismus – aber es kommt, es kommt sicher mit der Zeit.

In einem Punkte haben die genannten Staaten allerdings nicht die Kirche nachgeäfft, und das ist die Propaganda. In dieser Beziehung ist ihr Lehrmeister ein reiner Dilettant gewesen, ein recht einfacher französischer Arzt mit Namen Coué. Monsieur Coué, dessen Name jetzt wohl fast vergessen ist, erfand um 1920 herum eine Methode, die Menschheit von allen Hemmungen und verdrängten Komplexen zu befreien. Sie war sehr einfach. Alles was man tun sollte, war, jeden Tag eine bestimmte Formel vor sich hin zu sagen: «Ich fühle mich jeden Tag und in jeder Weise besser und besser!» Wenn man diese Übung lange genug durchgeführt hatte, kam der Effekt: es wurde einem besser!

Gerade diese Methode lag der Presse in Mussolinis Italien zu Grunde. Sie sollte das Land von Kopf bis Fuss faschistisch machen. Und sie war es, die unter anderem die italienische Presse völlig unlesbar machte.

Nur die Gottheit kann ihr eigenes Lob in alle Ewigkeit hören, ohne Schaden an der Seele zu nehmen. Ein Mensch kann es nicht. Achtzehn Jahre lang hatte das Land südlich der Alpen den Lobeschor einer solchen laudeamus-singenden Presse angehört, als Mussolini es in den zweiten Weltkrieg stürzte. Alles was die Regierung tat, war das Beste, was überhaupt getan werden konnte. Die Regierung hatte eine Autarkie verordnet, also war die Autarkie das Beste. Die Regierung hatte bestimmt, dass nicht vor Neujahr geheizt werden sollte. Dieser Beschluss war erfüllt von unermesslicher Weisheit und unermesslicher Voraussicht. Die Regie-

rung hatte England den Krieg erklärt. Dieser Krieg war absolut notwendig und der Sieg ebenso sicher wie ein geometrischer Beweis.

So sang der Chor Tag für Tag, mit den grossen Erzengeln an der Spitze, von Gabriel Gayda im «Giornale d'Italia» bis Raphael Ansaldo im «Telegrafo», und all die kleineren Engel wiederholten gehorsam die Hymne zum Lob des Höchsten: laudamus, laudamus! Sie tönte auf Sizilien im Süden und erscholl im ehemaligen Tirol im Norden, dort aber ins Deutsche übersetzt, in der «Dolomitenzeitung» und in der «Alpenwarte». Und der Höchste und all die Hierarchen nächst ihm – sie wurden wirklich so genannt «igerarchi» – horchten auf die Töne und liessen ihre Stirn streicheln von dem Hauch der Palmblätter.

Wenn Mussolini eine Rede gehalten hatte, telegraphierten alle italienischen Korrespondenten im Auslande, welch einen tiefen, erschütternden, unauslöschlichen Eindruck die Rede in den betreffenden Ländern gemacht habe. London windet sich unter den Anklagen des Duce, Berlin betont sie, Stockholm unterstreicht sie, Helsinki applaudiert dazu. Schrieb eine ausländische Zeitung einige Zeilen über italienische Verhältnisse, so wurde sofort darüber nach Rom telegraphiert. Die rumänische und slovakische Presse strömt über vor Bewunderung für das neue Italien, «Asahi Shinbun» schreibt, «Nichi-Nichi» unterstreicht, «Nanking News» heben hervor. Nie ein Wort von Kritik, ständig der gleiche Lobgesang, der allmählich so weit herabsank, dass er an ein französisches Chanson kurz vor dem grossen Zusammenbruch erinnerte: «Tout va très bien, madame la marquise!»

Die italienischen sogenannten Chefredaktoren waren Beamte

der «Cultura Popolare», nichts anderes. Einige, wie Gayda, Ansaldo, Barzini im «Corriere della Sera» und Pavolini im «Messaggero» durften sich zwar ohne Fingerzeig von oben äussern. Aber schossen sie am Ziel vorbei, wurden sie sofort desavouiert.

Jede Zeitung bekam täglich ein oder mehrere Male sogenannte «Richtlinien» vom Propagandaministerium. Dass Mussolini z.B. den ersten Schlag mit der Hacke getan hatte, um ein Haus abzureissen, dass die Korporationskammer zusammengetreten war oder ähnliche bemerkenswerte Dinge sollten auf der ersten Seite stehen, mit oder ohne Kommentar. Aber man bekam auch ausführlich Bescheid darüber, was nicht gedruckt werden durfte oder was nur in Zitaten von der Agentur Stefani gedruckt werden durfte, wobei die Telegramme in der Regel mit fertigen Kommentaren von dem genannten Büro versehen waren.

Der Ton in der faschistischen Presse war durchgehend hetzerisch und polemisch und geprägt von tiefer Verachtung für das Gedächtnis und das Denkvermögen der Leser. Zum Beispiel bewies Luigi Barzini im «Corriere della Sera» zwei Monate vor Amerikas Eintritt in den Krieg, warum Amerika unter keinen Umständen einen Krieg beginnen könne: das amerikanische Volk sei durch seine Abstammung derart zersplittert, dass keine Regierung es je wagen würde, den Gefühlen der vielen Bindestrichamerikaner zu trotzen. Als dann der Krieg kam, erklärte Barzini seelenruhig, dass er das die ganze Zeit von dem Infantilismus der Amerikaner erwartet hatte! Und eben dieser Barzini wurde als der beste Kenner der amerikanischen Verhältnisse in der faschistischen Presse angesehen – und es ist möglich, dass er es war.

Diese Gesinnung, für die die Italiener ein sehr treffendes Wort haben: «faciloneria», die Lust, sich's leicht zu machen, diese Gesinnung war bezeichnend für das meiste in der Pressepropaganda. Es ging vor allem darum, dass die Menschen nicht die gute Laune verlieren sollten! Der Feind wurde lächerlich gemacht und die eigenen Erfolge wurden übertrieben. Als es dann Ernst wurde und die Misserfolge begannen, ging man sofort dazu über, von etwas anderem zu sprechen, nämlich von der Tapferkeit der eigenen Truppen. Die schlecht ausgerüsteten italienischen Soldaten kämpften sicher mit aller Kraft und waren aller Ehren wert. Aber sowie die Zeitungen begannen, von ihrem «valore indomabile» zu sprechen, wusste das lesende Publikum, wieviel die Uhr geschlagen hatte! Dann wusste es: nun kommt entweder eine Nachricht von einem Rückzug in «vorher vorbereitete Stellungen», oder, dass so und so viele Divisionen die Waffen strecken mussten infolge der erdrückenden Übermacht des Feindes.

Und doch war es letzten Endes nicht die Behandlung des eigenen Landes, die diese Presse so widrig machte, sondern die Behandlung der fremden Länder. Als der Überfall auf Griechenland geschah, glaubte man, den Kopf in eine Kloake zu stecken, wenn man die Schmähungen über die Überfallenen las. Als Griechenland dann zu Boden geschlagen war, waren die gleichen Zeitungen zum Platzen stolz über die edle Art, in der der Feind von den Faschisten behandelt wurde. Aber so eine Noblesse fordert natürlich ihre Belohnung, und die bekam sie auch. «Neugeordnete» griechische Zeitungen wurden gezwungen, Artikel zu bringen, in denen sie die Schuld für das Geschehene auf sich nahmen. Diese Artikel



wurden spaltenweise abgedruckt. Aber auf die Reue folgt als zweites Stadium auf dem Wege der Besserung die Dankbarkeit gegen die züchtigende Hand. Auch diese Dankbarkeit erschien in den gleichen «griechischen» Zeitungen und wurde mit passender Bescheidenheit westlich des Adriatischen Meeres einkassiert. Der Höhepunkt wurde im Juli 1942 erreicht, als Mussolini eine kleine Tour nach El Alamein machte – offiziell, um die italienischen Truppen in Ägypten zu inspizieren, tatsächlich aber, um dem Einzug in Alexandria beizuwohnen. Als dieser ausblieb, flog er nach Hause über Athen. Und dort, so lasen wir in der vor Bewunderung bebenden italienischen Presse, «war er auf der Akropolis empfangen worden, und Athens Bürgermeister hatte den Dank der Stadt überbracht für seinen Besuch und für die edelmütige Hilfe, die er der Stadt hatte zuteil werden lassen...» Wenn man weiss, wie das geschlagene Volk ausgeplündert wurde, wie Öl, Oliven und Schinken an Freunde und Bekannte nach Hause geschickt worden waren und wie alle anderen Waren mit Hilfe einer katastrophal sinkenden Valuta aufgekauft wurden, dann dürfte dieses Zitat als das beste Brechmittel bezeichnet werden, das eine Presse bisher ihren Lesern vorzusetzen wagte.

So wie es mit Griechenland war, so war es auch mit Frankreich. Die Franzosen seien lächerlich dekadente, pervertierte und genussüchtige Menschen, deren ganzes Trachten darauf ausginge, dem faschistischen Italien die Verwirklichung seiner natürlichen Aspirationen zu verweigern. Die Franzosen hätten nur das bekommen, was sie verdienten, denn was war deren Lebensideal durch all die Zeiten gewesen? Hier bebte die Stimme der Presse vor Ver-

achtung und Entrüstung: «la douceur de vivre!» Ein behagliches Leben, davon träumten sie! Was für ein Gegensatz zu der herben Männlichkeit des Faschismus! Wie dekadent musste man schon sein, um sich so einem Ideal wie «la douceur de vivre» hinzugeben! Wie gerecht war es doch, dass solche Träume in Rauch aufgingen! – Die einfache Wahrheit, dass alle Völker von einem so weit wie möglich behaglichen Leben träumen und dass das italienische Volk keine Ausnahme von der Regel macht, durfte nicht einmal angedeutet werden.

Wenn man gegenüber Griechenland und Frankreich diesen verächtlichen Ton anschluss, so variierte man die Melodie ein wenig gegenüber England. Im Anfang, während des Sommers 1940, war das Leitmotiv: die belagerte Insel, «l'isola assediata». England war hoffnungslos abgeschnitten von der Umwelt, alle Wege waren von den U-Booten der Achse beherrscht, und während die Bomben über die Insel regneten, flüchteten sich bleiche, schreckgelähmte junge Männer und sittenlose junge Frauen in die Keller, die man in Nachtclubs umgewandelt hatte, um bei einem letzten Whisky das Feuer vom Himmel zu vergessen, das bald ihrem Parasitendasein ein Ende bereiten würde... In jedem Italiener steckt etwas von Dante, dessen Höllenschilderungen noch immer unübertroffen sind in ihrer sublimen, aber unheimlichen Phantasie. Die faschistischen Presseleute des Sommers 1940 appellierten nicht vergeblich an die Dante-Ader in der italienischen Seele. Täglich erfanden sie neue Schreckensbilder von der belagerten Insel und von dem Leben in den zerbombten Stadtvierteln, jeden Tag wurden die jungen Frauen in den Kellern sittenloser, die jungen Männer degenerierter und schreckgelähmter. Und doch waren

wohl die meisten dieser Korrespondenten einmal in England gewesen oder hatten Engländer kennen gelernt. Sie mussten gewusst haben, dass der Engländer möglicherweise ein Heuchler genannt werden kann, aber dass niemand ihn als feig bezeichnen kann. Wenn er etwas in seiner dreihundertjährigen Grossmachtsgeschichte bewiesen hat, so ist es wohl eine fast unglaubliche Unempfindlichkeit und eine zähe Kampflust, die die Unempfindlichkeit noch übertrifft. Aber wider besseres Wissen und mit einem monumentalen Versuch, alles so hell und froh wie möglich für den Leser zu machen, fuhr die faschistische Presse damit fort, dieses Thema über die Degeneration und Feigheit der Engländer zu variieren.

Als sich die ersten Niederlagen gegen den Horizont in Nordafrika und Abessinien abzeichneten, wurde das Ruder hastig umgelegt. Nun handelte es sich nicht mehr um die belagerte Insel, jetzt war es eine gewisse Halbinsel im Mittelmeer, die von den gesammelten Kräften eines enormen Weltreiches bedroht wurde.

Von Australien und Neu-Seeland, von Südafrika und von Kanada strömten englischsprechende Scharen herbei zum Sturm gegen Italien. Das Motiv wurde in zwei Tonarten variiert. Erstens waren es nicht die richtigen Engländer, die zum Kampf antraten. Die zogen es vor, auf ihrer geschützten Insel zu Hause zu bleiben und die Kolonien für sich kämpfen zu lassen. Zu diesem Kampf wurden sie auf die eine oder andere Weise nach vorn gepeitscht, aber gewöhnlich von korrumpierten, an England verkauften Politikern. Zweitens gingen diese angelsächsischen Horden zum Angriff vor auf Italien, die Wiege der Kultur, die sie alles gelehrt hatte, obgleich sie diese Lehren nicht erfasst hatten. Denn – und

dieses war ein drittes Unterthema – schlimmere Banditen als diese Kolonialsoldaten gab es nicht. ANZAC, ihr Name aus dem ersten Weltkrieg, wurde umgedeutet zu: Armata Nuova-Zelanda-Australia Criminale. Und haarsträubende Schilderungen von deren Vorgehen in Nordafrika wurden veröffentlicht.

Das dritte Stadium trat ein, als die Misserfolge der Armeeführung über den Kopf zu wachsen begannen. Nun war jedes über die degenerierte Urbevölkerung in England gefallene Wort vergessen, nun plante das übermächtige England seine Weltherrschaft, indem es Italien niederschlug. Denn «wir haben die ganze Zeit gesagt, dass das Mittelmeer das Zentrum des Kampfes ist und dass der Feind in einem Anfall von blinder Zerstörungslust seinen Hauptangriff auf Italien richtet». (Gayda) «Aber die vergeblichen Versuche des Feindes werden an dem Siegeswillen des italienischen Volkes zerschellen, an diesem Siegeswillen, mit dem das Volk in eiserner Treue sich um den Duce schart.»

Gleichzeitig mit diesen Ausfällen hörte man die zuckersüßesten Töne gegen alle denkbaren Alliierten in der ganzen Welt. Eine Negerdemonstration hatte stattgefunden in Johannesburg. Es lebe das stolze Südafrika, das sich nicht von dem englischen Golde versklaven lässt! Ein burmanischer Agitator war verhaftet worden. Wie lange noch würden die englischen Imperialisten es wagen, das unabhängige Burma mit Füßen zu treten? Gandhi hatte seine einhundertundzehnte Fastenzeit begonnen. Ha! England sieht den Tag der Vergeltung dämmern! In feiger Furcht sperrt es den grossen Mahatma ein! Aber Japan wird Indien befreien wie es bereits Burma befreit hat! Der Grossmufti von Jerusalem, ein ehrwürdiger (mehr oder weniger) Gauner, war nach Rom gekom-

men. Das freie Arabien sucht die Unterstützung des Duce in seinem Kampf gegen den Imperialismus, der die heiligen Stätten der Araber den Juden ausliefern will!

Und so weiter ins Unendliche. Als' der dänische Bevollmächtigte in den U.S.A, einen Kontrakt abschloss wegen amerikanischer Flugplätze auf Grönland, versuchte die faschistische Presse das Weltgewissen zu wecken vor dem Unrecht, das den edlen Eskimos widerfuhr. Die Presse vergoss Tränen um Irland. Sie tat es beinahe auch um die Franzosen in Djibouti, die von den Engländern blockiert wurden, so dass Frauen und Kinder zu Tode gequält wurden vor Hunger und Durst. Aber niemals wurden mit einem einzigen Worte die Verhältnisse in Griechenland oder Frankreich erwähnt.

Eigentlich gibt es nur zwei Posten, die man auf die Kreditseite dieser Propaganda setzen kann.

Der eine ist der finnische Winterkrieg. Da schrieben die italienischen Korrespondenten wirklich das, was sie fühlten. Obgleich Italien und Deutschland in einem Stahlpakt vereinigt waren, gab es nicht eine italienische Zeitung, die Partei für Russland nahm.

Der andere Posten berührt den Krieg in Belgien. Die italienische Kronprinzessin, wohl das populärste Mitglied des Königshauses, ist ja Belgierin. Vielleicht schämte man sich ihretwegen, den üblichen Tonfall anzuschlagen.

So war der Inhalt der Propaganda. Wie war die Form?

Die war womöglich noch schlimmer. Mit Ausnahme von Gayda, der eine relativ beherrschte und relativ wortkarge Prosa schrieb, gaben sich die faschistischen Skribenten einer Inflation des Wortes hin, die nur mit der der Lira verglichen werden kann. Ein Gefühl durfte niemals nur ein Gefühl sein, es musste «palpi-

tante, commossa, vibrante» sein, bebend, erregend und vibrierend. Ein Wille durfte niemals nur ein Wille sein, er musste «ferrea» oder «granitica» sein, von Eisen oder Granit. Ein Gedanke (des Duce) konnte unmöglich nur ein Gedanke sein, er war «luminoso» oder «sublime» oder «sconvolgente», glänzend, sublim oder ganz überwältigend. Wenn solche Adjektive in Schilderungen eingefügt wurden wie die über die armen Ausgebombten in Civitavecchia, die unter ihren eingestürzten Häusern auf die sublime Radiobotschaft des Duce hörten und erfüllt von granitharter Entschlossenheit in den bebenden Ruf ausbrachen: «Es lebe der Duce!» – dann hatte man die höchste Vollendung in diesem Genre erreicht.

Waren denn die faschistischen Journalisten durchaus untauglich in ihrem Beruf?

Es wäre unrecht, das zu behaupten. Wenn sie gelegentlich schreiben durften, wie sie selbst wollten – z.B. in den Korrespondenzen von Finnland während des Winterkrieges oder von dem russischen Feldzug 1941 – dann konnten sie ausgezeichnete Sachen schreiben. Ebenso wenn sie sich mit unpolitischen Dingen in der Heimat beschäftigten, wie Musikkritik oder Literaturnotizen oder – wie der Franzose sagt – mit «faits divers», kleinen Tagesereignissen. Der Fehler lag im System. Die Verbalinspiration ist eine Sache, die in die Zeit des Alten Testaments passte, aber das System ging gerade auf eine Verbalinspiration aus. Das Resultat erinnerte an die sprechenden Tiere in H. G. Wells' Buch «Dr. Moreaus' Insel».

Die meisten Presseleute hatten sehr geringe Löhne, ähnlich wie die italienischen Beamten im Grossen und Ganzen. Zweitausend Lire war das höchste, was ein Journalist normalerweise pro Monat

erreichen konnte. In schreiendem Kontrast hierzu standen die Einnahmen, die beispielsweise Gayda verzeichnen konnte. Er hatte ein festes Gehalt von dreihunderttausend Lire pro Jahr, und dazu noch Zeilenhonorar für alles, was er schrieb. Die Folge war, dass es fast keine Nummer des «Giornale d'Italia» gab, die nicht einen Leitartikel des Chefredaktors enthielt. Aber ausserdem pflegte das Blatt noch kleine Artikel mit dem Signum v. g. zu enthalten, manchmal mehrere in der gleichen Nummer. Alles in allem berechnet man, dass Gayda sechshunderttausend Lire jährlich verdient hat – ein enormes Einkommen in Italien.

Der absolut meist ansprechende Teil der faschistischen Presse waren die Witzblätter. Hier gedieh nicht so wenig von dem Pasquino-Humor, der einst berühmt war in dem päpstlichen Rom. Man scherzte frisch und ungebunden drauf los, wenn es sich um eigene Schwierigkeiten, Rationierungen, schlechte Verkehrsverhältnisse, gnädige Verordnungen und so weiter handelte. Ein Kontrolleur geht durch den Zug und bleibt vor einem Reisenden stehen: «Junger Mann, was haben Sie da im Koffer?» – «Nur die Leiche meiner Schwiegermutter, die ich in vier Teile zerschnitten habe.» – «Junger Mann, keine Scherze! Ich sage Ihnen im Voraus: wenn der Koffer Würste und Schinken enthält, dann geht's Ihnen schlecht!»

Man sieht eine Küche in einem grossen Restaurant. Der Küchenchef schreit: «Halt! Alle Türen abschliessen! Eine Erbse ist verloren gegangen! Keiner verlässt das Lokal, solange sie sich nicht eingefunden hat!»

Aber auch die aussenpolitischen Satiren konnten recht geglückt sein. Die U.S.A., die man lange von der scherzhaften Seite behan-

delte, waren ein einziges Hollywood. Nach dem Angriff auf Pearl Harbour publizierte der «Travaso» eine Zeichnung, auf der man den amerikanischen Flottenchef sah, wie er das Ganze mit dem Megaphon inszenierte: «Der Angriff der japanischen U-Boote ging perfekt und die Torpedos sassen grossartig! Aber die Flucht über Bord hätte besser sein können! Das Ganze nochmal!»

Ja, so war es damals. Seitdem hat man eine andere Auffassung darüber bekommen, was Amerika leisten kann.



Das Jahr 1943 wurde das grosse Krisenjahr des Faschismus.

Beim Jahreswechsel war Tripolis noch nicht gefallen, aber in Rom wusste man, dass es geräumt werden müsste. Teils waren die Engländer materiell und zahlenmässig überlegen in Afrika, teils gingen nunmehr im Durchschnitt sechzig Prozent aller Transporte nach Afrika verloren...

Als es zur Räumung kam, geschah sie in stillen Formen. Die Presse schrieb so wenig wie möglich über die Gefühle, die ganz Italien empfand, als es erfuhr, dass des Landes liebster Besitz mit der mustergültigen, schönen Hauptstadt in Englands Gewalt war. Stattdessen malte man die strategische Bedeutung von Tunis aus, wo die Achsentruppen alle wichtigeren Punkte besetzt hatten. Wer Tunis und Sizilien in seiner Hand hat, besitzt den Schlüssel zum Mittelmeer. Dieses Thema wurde in den folgenden Tagen variiert. Und dann begann der Kampf um Tunis.

Er wogte hin und her, und auf beiden Seiten zeigte man grosse Tapferkeit, nicht zuletzt bei den kleinen italienischen Soldaten. Aber trotz allen Widerstandes, trotz all der meisterhaften Strategie ging es langsam aber sicher rückwärts – von der Marethlinie

nach Sfax und von Sfax nach Sousse. Man kämpfte in Metlaoui und El Djem, und man bombardierte Kairouan, die Heilige Stadt mit ihren Teppichen und ihrem blinden, weissen Kamel, das in ewigem Kreisgang in einem dunklen Turm trottet, um Wasser aus einem heiligen Brunnen zu pumpen! Und Tag für Tag kroch der Kampf näher an Tunis heran.

Was berichtete die faschistische Presse über diese Kämpfe?

Bis zuletzt konnte sie nicht ihre unglückselige Passion für Schönmalerei aufgeben. Die Positionen wurden immer «saldamente», fest, gehalten. Die Amerikaner waren als Soldaten schlechte Dilettanten. Überall, wo sie einen Vorstoss wagten, konnte man sicher sein, dass es ein schlimmes Ende für sie nahm. Das Illustrationsmaterial in der kolorierten Wochenpresse zeigte die Popularität der italienischen Soldaten unter den Eingeborenen. Man sah, wie sie sich verbrüdeten mit bärtigen Scheichs und kleine Kinder auf den Knien schaukelten. Und nur wenige Wochen vor der Eroberung von Tunis konnte die Presse mitteilen, dass ein italienischer Sprachkursus in der Stadt eingerichtet worden war und Gegenstand des überströmenden Interesses der Bevölkerung wurde!

Dann fiel Tunis. Ungeheure Mengen an Material wurden zur Beute des Feindes, und Tausende von jungen Leuten wurden Kriegsgefangene. Von der Schlüsselstellung des Mittelmeeres war nur noch die eine Hälfte in der Hand der Achse. Aber was tat das, solange man die andere Hälfte hielt, «saldamente»?

Nichts! beteuerte die Presse.

Ausserdem versicherte sie, dass ein Angriff auf Sizilien ein Unternehmen ganz anderer Art sei als eine Landung in Nordafrika,

wo man nur festen Fuss fassen konnte dank der französischen Vertreter.

Alles war im besten Sinne geordnet in der denkbar besten aller Welten.

Während Italien Tunis verlor, erreichte es gleichzeitig zwei andere seiner natürlichen Aspirationen, wenn auch kaum in der Weise, wie man es sich in der Kammer gedacht hatte, als man die Forderungen dem französischen Botschafter François-Poncet ins Gesicht schleuderte. Italienische Truppen besetzten Korsika und zogen in Nizza ein, laut Meldung an beiden Stellen mit Jubel empfangen. Wer nach diesem Einmarsch die Ironie der Geschichte leugnet, muss an beiden Augen blind sein.

Wie sah es währenddessen in der Heimat aus?

Dort erfolgte ein kleiner Eingriff nach dem anderen in die Gewohnheiten der Bevölkerung. Im Februar 1943 wurde das allgemeine Alkoholverbot eingeführt, was man ruhig hinnahm, da der Italiener von Natur aus äusserst enthaltsam ist. Etwas später kam auch das Verbot, Bier zu brauen und zu verkaufen, was auch nicht die Sinne in allzu grosse Empörung versetzte. Aber am 1. April wurde der letzte Parteisekretär des faschistischen Regimes eingesetzt, der vorher genannte Carlo Scorza, ein Mann, der wegen seines eisernen Willens gepriesen wurde und der sich beeilte, seinem Rufe alle Ehre zu machen. Von Beginn seines Amtsantrittes an hagelte es Erlasse. Die totale Mobilisierung aller Zivilisten, Männer wie Frauen, sollte unmittelbar begonnen werden. Die Kraft der gesamten Nation sollte auf den Krieg eingestellt werden. Die Kontrolle über das tägliche Leben sollte so verschärft werden, wie es überhaupt möglich war. Besondere Polizisten gingen durch

Hotels und Pensionen, um nachzusehen, dass nur zugelassene Lebensmittel in erlaubten Mengen in den Speisekammern lagen. Die Pförtner bekamen Order, alle Personen anzuhalten, die verdächtig waren, unter ihrer Bluse oder in Koffern Waren von der schwarzen Börse zu haben. Kurz: Sparta stand auf der Tagesordnung.

Gleichzeitig wurden neue Höchstpreise festgesetzt, wie gewöhnlich mit dem Resultat, dass viele Waren vollkommen vom Markt verschwanden. Und da man nun lange Gefängnisstrafen riskierte, wenn man sich Geschäften auf der schwarzen Börse hingab, hatte man nicht einmal den Trost, solche Waren an anderer Stelle zu bekommen.

Scorzas Ernennung war eine Veränderung in der Regierung vorausgegangen.

Schon im August 1942 hatte eine Streichung von nicht weniger als 60,000 Parteimitgliedern stattgefunden, die am deutlichsten zeigte, dass innerhalb der Partei eine schwer zu überbrückende Uneinigkeit herrschte.

Am 7. Februar 1943 gingen gewisse höhere Faschisten zu Mussolini und machten ihm klar, dass irgendetwas geschehen müsse, sowohl in der Innen- wie auch in der Aussenpolitik. Es ist möglich, dass gleichzeitig von deutscher Seite ein Druck ausgeübt wurde. Die Folge war, dass Mussolini beschloss, die ganze Regierung umzuorganisieren. Das Gleiche war auch früher schon geschehen, ohne dass es grössere Aufmerksamkeit erweckt hätte. Aber diesmal war die Wirkung überraschend, denn unter den Verabschiedeten war kein Geringerer als der eigene Schwiegersohn des Diktators, Graf Ciano. Trotz aller Versicherungen, dass er nicht beteiligt sei am Unglück des Landes und dass er immer vor

einem Krieg gegen England gewarnt habe, musste er das Amt des Aussenministers seinem Schwiegervater überlassen. Dass er kurz darauf zum italienischen Gesandten im Vatikan ernannt wurde, war keine Beförderung, wengleich man in der ganzen Welt sich in politischen Vermutungen über die Rolle erging, die er bei kommenden Friedensverhandlungen spielen könnte. Eins war nämlich sicher: der Papst beabsichtigte keine Hilfe zu leisten bei solchen Verhandlungen. Er wusste aus bester Quelle, dass sie verfrüht und aussichtslos waren.

Wie wenn die Misserfolge in Afrika und die Versorgungsschwierigkeiten nicht gross genug gewesen wären, begann dann im Frühjahr 1943 die intensive angelsächsische Bombardierung vor allem von Süditalien. Erschütternde Berichte strömten fast täglich ein von den verheerten Gebieten. Der alte König und Mitglieder des Königshauses mussten herumreisen, um die unglückliche Bevölkerung zu trösten und ihr neuen Mut einzuflössen. Dagegen hörte man niemals davon reden, dass der Mann, der Italien in den Krieg gestürzt hatte, solche Reisen unternahm. Er soll Rom bereits Anfang des Jahres verlassen und sich so gut wie ständig im grossen Hauptquartier in Caprarola aufgehalten haben.

Wie war die Stimmung im Volke zu dieser Zeit, da allen klar wurde, wohin es führte?

Ich will hier vier voneinander unabhängige Aussagen von Menschen verschiedener Gesellschaftsklassen anführen. Die Liste könnte viel länger sein, aber das wäre unnötig. Die Tendenz würde darum nicht variieren.

Meine erste Zeugin war die Wirtin eines kleinen anspruchslosen Restaurants. Wir kamen auf die Regierung zu sprechen, und ich sagte, dass der Faschismus jedenfalls das Gute getan habe, den

Kommunismus an der Übernahme der Macht *zu* hindern. Sie lachte höhnisch, beinahe makaber.

«Als ob zwischen denen und den Kommunisten ein Unterschied bestände! Ich weiss, was Sie sagen wollen. Sie meinen, dass ich mein kleines Restaurant nun auf eigene Rechnung betreiben darf, dass der Staat es mir nicht nimmt. Benone! Aber was kriege ich für all die Arbeit? Ich kriege den Lohn, dass die Regierung auf den Centesimo bestimmt, wieviel alles in meiner Wirtschaft kosten soll, aber dass sie nicht die Preise kontrollieren kann, die ich selbst bezahlen muss! Nehme ich zehn Centesimi zu viel für eine Portion Suppe, so sind gleich die Karabinieri hier. Aber wenn die Gemüsepreise um das Doppelte steigen, so drückt die Regierung ein Auge zu oder sie führt Höchstpreise ein und das Gemüse verschwindet aus dem Handel. Und wenn ich dann etwas herausgewirtschaftet habe? Dann kommen die Steuern. Und dann die Löhne der Angestellten, die gesetzlich festgelegt sind, und die Freizeit meines Personals, die bezahlt werden muss, und die Versicherungen, die ich zur Hälfte tragen muss. Dann kommen alle möglichen anderen Beiträge für Korporationen, wo man Mitglied sein muss! Nein, ich sage Ihnen nur so viel: Faschismus oder Kommunismus, das ist beides dasselbe. Möglich, dass die Schwarzen mehr verfeinerte Methoden haben als die Roten, aber im Grunde wollen sie beide dasselbe – anderen Leuten das Geld nehmen!»

(Sie sagte wirklich «verfeinerte Methoden»! Die klassischen Wörter liegen auch einem Italiener aus dem Volke leicht auf der Zunge. Einmal hörte ich einen Droschkenkutscher einen Streit mit seinem Kollegen abschliessen mit den Worten: «questo e indiscutibile!»)

Mein anderer Zeuge gehörte einer viel feineren Klasse als die Wirtin an. Er war Apotheker und besass ein Haus in einer der bombardierten Städte. Man sollte glauben, dass er die englischen Bombenangriffe fürchtete und die englischen Flieger hasste. Aber stattdessen hörte er jeden Tag die englischen Radiosendungen, und wenn sie von der einen oder anderen erfolgreichen Attacke berichteten, klatschte er in die Hände!

Er sagte:

«Vielleicht treffen sie eines Nachts mein Haus. Aber das macht nichts, wenn sie uns nur von dem Alptraum befreien, unter dem wir seit zwanzig Jahren leiden!»

Zeuge Nr. 3 war Pförtner in einem grösseren Hause, das ich hin und wieder besuchte. Im Frühjahr 1943 sagte er eines Tages plötzlich und völlig unvorbereitet:

«Signor, ich lese auch Bücher, wenn ich Zeit habe! Ich habe einmal ein Buch gelesen, das hiess 'Tausendundeine Nacht'. Da stand eine Geschichte von einem 'marinaio'... ich habe vergessen, wie er hiess...»

«Sindbad?»

«Ecco – Sinbado! Er ging auf einer Insel an Land, und dort sass ein alter Mann, der Sinbado bat, ihn auf den Rücken zu nehmen, weil er hilflos war. Aber kaum hatte Sinbado den alten Mann auf den Rücken genommen, als es sich zeigte, dass der stark wie ein Bär war. Er bohrte seine Knie in Sinbados Seiten, so wie man einem Pferd die Sporen eindrückt, und wenn Sinbado nicht gehorchen wollte, hielt er ihm den Hals zu, bis er fast erstickte.»

Er schwieg einen Augenblick und sah mich von der Seite an.

«Signor, was soll man tun, wenn man so einen Menschen auf den Buckel genommen hat? – Quando si ha preso uno addosso cosi?»

Ich hütete mich zu antworten, denn teils verstand ich, dass die Frage politisch gemeint war, und andernteils hatte ich tatsächlich vergessen, wie Sindbad, der Seefahrer, sich von dem alten Manne befreit hatte. Ging er nicht ins Meer hinaus mit ihm?

Der vierte Zeuge war ein kleiner Schneider, einer der perfekt arbeitenden kleinen Handwerker, die gemeinsam mit den Gärtnern Italiens Stolz sind. Auch wir beide kamen natürlich auf Politik zu sprechen. Wie sollte man auch vermeiden können, in solchen Zeiten von Politik zu sprechen?

Er richtete sich in seiner ganzen Länge auf – hundertsechsfünfzig Zentimeter – und sagte mit einer Stimme, die von der faschistischen Presse unfehlbar «commosa, palpitante» oder «vibrante» genannt worden wäre:

«Signore! Ich bin nur ein kleiner Schneider. Aber ich habe fünf Söhne grossgezogen, wovon jetzt vier unter den Fahnen stehen. Sie fragen mich, was ich glaube, was ich wünsche? Ich sage: lasst die Armee die Macht übernehmen, lasst unseren König» – hier richtete sich der kleine Schneider wieder auf und wurde fast ebenso gross wie die Majestät, von der er sprach – «lasst Seine Majestät die Macht wieder nehmen, die ihm eigentlich gehört. Und lasst dann die Engländer die anderen übernehmen! Menschen, die ins ‚manicomio‘, ins Tollhaus, gehören, dürfen kein Recht haben, andere Menschen zum Vergnügen in den Tod zu schicken!»

Wie ging es währenddessen mit Signor Scorzas grosser Aufräumarbeit, mit der Zivilmobilisierung und der verschärften



Preiskontrolle? Es ging, wie man sich denken konnte – so wie es zu gehen pflegt. Einige kleine Diebe wurden gehängt, die grossen fuhren weiterhin Auto. Restaurantbesitzer, die eine Orange serviert hatten, wenn sie kein Recht dazu hatten, wurden unter grosser Entrüstung eingesperrt. Trinkhallen, in denen man zwei Soldi zuviel genommen hatte für eine Limonade, wurden geschlossen und Kuchen wurden zum Gott weiss wievielten Male verboten. Aber obgleich die Sonderpolizei fleissig die Treppen auf und ab lief, vergass sie, in gewisse Keller zu schauen, wo sie gehamsterte Waren für Hunderttausende von Lire hätte finden können. Denn diese Keller gehörten den Machthabern oder deren Freunden.

Wie ein Trost in dieser Bedrückung muss es für den gemeinen Mann gewesen sein, als er las, dass «verschiedene höhere Mitglieder der Desturpartei, die für die Unabhängigkeit von Tunis gekämpft hatte, mit dem Flugzeug in Italien angekommen seien.»

Das erweckte ja die Hoffnung, auch die dritte nationale Aspiration in Zukunft realisieren zu können, jetzt, wo man Nizza und Korsika in der Hand hatte!

Anfang Juni verliess ich Italien. Herr Scorza hatte ein neues Dekret erlassen, wonach niemand länger als höchstens einen Monat in die Sommerfrische reisen durfte. Und da Rom im August und September ein Vorhof zum Inferno ist, beschloss ich, über den Sommer nach Hause zu fahren, nach dem Norden.

Ich ahnte nichts von dem, was bevorstand. Am allerwenigsten träumte ich davon, dass Rom einen Monat später von der Luft aus bombardiert werden sollte. Das hat praktisch genommen niemand in Italien erwartet. Darum hatten sich dort auch Menschen aus allen Teilen des Landes gesammelt, so dass die Stadt eine halbe Million über die normale Einwohnerzahl gehabt haben soll. Ob dies richtig war oder nicht, entzog sich meiner Kontrolle. Äusserlich machte die ewige Stadt immer noch einen fast normalen Eindruck. Wer plötzlich auf irgendeinem magischen Teppich dorthin gekommen wäre, würde sich kaum gedacht haben können, dass dies die Hauptstadt eines Landes sei, das im dritten Jahre Krieg führte. Mit den Lebensmitteln war es recht mager bestellt, aber es gab Restaurants, die ziemlich reichliche und wohlschmeckende

Mahlzeiten servierten. Es gab nicht viele Waren in den Geschäften, aber die Menschen waren noch gut angezogen und gingen mit heilen Schuhen. Der Verkehr war überanstrengt, aber man konnte immer noch nach Ostia hinausfahren und baden. Und dort am Strande konnte man viele starke, gesunde junge Männer sich im Sande sonnen sehen, statt dass sie in Schützengräben kämpften.

Über das gelbe Wasser des Tibers sausten wie gewöhnlich die Ruderrennboote, und vor dem Kasperltheater auf der Piazza della Libertà – der Platz war sehr klein und stand im direkten Verhältnis zu der Freiheit, deren Namen er trug – sammelte sich wie gewöhnlich das Publikum, um dem herrlichen Kampf der Marionetten beizuwohnen, vergessend die Kämpfe, die gerade auf einem größeren Kasperltheater ausgetragen wurden. Durch die Strassen führen Wagen mit kleinen Buketten welcher Blätter und mit Behältern, die die Aufschrift «veleno», Gift, trugen, denn Rom bereitete sich auf die andere Front im Sommerkrieg vor, die Front der Fliegen. Die Bukette werden an strategischen Punkten aufgehängt und mit dem Gift aus den Behältern bespritzt – und deshalb ist Rom im Sommer seltsamerweise eine beinahe fliegenfreie Stadt. Wenn man nur ein ähnliches Schutzmittel gegen die metallenen Insekten erfunden hätte, die alles von oben bedrohten, dann wäre alles gut gewesen...

Ich ging umher und nahm Abschied von allen Ruinen und Denkmälern, die so viele Generationen haben kommen und gehen sehen, vom Palatin und dessen Steineichen, vom Kolosseum und dessen gewaltigen Bogen, vom Triumphbogen des Titus, den die besiegten Hebräer ihrem Überwinder bauen mussten. Die Sieges-

säule des Trajanus und die Säule des Marcus Aurelius waren halb von schützenden Ziegelsteinen verdeckt, aber von ihren Spitzen schauten noch die beiden Apostelfürsten hinaus über die Stadt, die sie mit ihrem Blute erobert hatten. Zuletzt opferte ich mit vorgeschriebener Geste – über die linke Schulter – einen Soldino im Fontana di Trevi, um eine glückliche Wiederkehr vorzubereiten. Würde mein Obolus für diesen Zweck genügend Kraft in sich tragen? Sollte ich Rom wiedersehen, wie es war bei meiner Abreise?

Ich sollte es nicht. Niemand weiss, wie dieser Krieg enden wird, aber schon ist Rom ein paarmal bombardiert worden, und obgleich es für eine offene Stadt erklärt worden ist, wird es sicher noch mehr Luftangriffe auszustehen haben.

Am 9. Juli hatte Italien Grund, sich der Worte zu erinnern, womit Beethoven das Motiv in seiner Schicksalssymphonie charakterisierte: «il Destino bussa sulla porta» – das Schicksal klopft an die Tür. Am 9. Juli ertönte das Klopfen des Schicksals an dem südlichen Tor des Landes, hart und unbeugsam. Die Alliierten gingen auf Sizilien an Land. Sie fassten Fuss dort, sie eroberten die Insel Schritt für Schritt. Und in der Nacht zum 25. Juli fiel Mussolini.

Die Schilderungen der Presse darüber machen den Eindruck, wahr zu sein, und an dramatischer Intensität können sie wetteifern mit der Geschichte um Robespierres Fall. Wir sehen vor uns einen im Verborgenen wirksamen Mann, Dino Grandi, lange der gefährlichste Gegner des Diktators, und hören, wie er mit listigen Vorwänden den Allmächtigen dazu bringt, den Grossen Rat zusammenzurufen, wo sein Urteil gefällt werden soll. Wir sehen, wie Mussolini dort eintrifft, bleich wie der Tod, weil er ahnt, dass et-

was geschehen wird. Er nimmt Platz, er beginnt zu sprechen in dem befehlenden Ton, an den er sich durch zwanzig Jahre gewöhnt hat. Man unterbricht ihn, er ruft rasend, dass er keine Einwendungen duldet, und man gibt nach mit einem höflichen, aber bestimmten: Wir warten bis später! Er beginnt von Neuem zu reden, aber er spürt, dass die alte Zauberkraft aus seinen Worten verschwunden ist. Man hört kaum auf ihn. Und als er seinen Plan auf Räumung Süditaliens vorlegt und einen Rückzug auf die andere Seite des Pos vorschlägt, da bricht der Sturm los. Alle, die bisher geschwiegen haben, fühlen Kraft zu reden. Die Anklagen hageln über ihn. Er hat das Land in den Krieg gestürzt, er hat die Schuld, dass alles so gekommen ist! Er, er, er hat die Verantwortung für alles durch zwanzig Jahre! Er horcht leichenblass, er will eine Verteidigung stammeln. Man überstimmt ihn. Zuletzt verlangt jemand offene Abstimmung über den Vorschlag des Duce. Mussolini wird bleicher und bleicher, je mehr Stimmen abgegeben werden. Kaum ein Fünftel der Stimmen ist für ihn. Als schliesslich sein Schwiegersohn, der ihm alles zu verdanken hat, sein Votum in die Waagschale wirft, starrt er wie versteinert vor sich hin und zischt:

«Verräter! Verräter!»

Das ist ein «et tu, Brute!» in moderner Version. Als darauf der gestürzte Cäsar den Ratssaal verlassen will, tauchen dunkle Männer wie aus dem Nichts auf, umringen ihn von allen Seiten und führen ihn zu einem Auto, das «mit unbekanntem Ziel» verschwindet.

Und der elegante Schwiegersohn lächelt und sagt:

Finalmente ha avuto cio che meritava!» Endlich bekam er, was er verdiente!

Und damit ist das faschistische Regime *zu* Ende, die faschistische Ära vorbei. «Anno XXI. E. F.» hiess es noch am Tage vorher auf allen Akten und Briefen. Die 21 Jahre wären erst vorbei gewesen am 28. Oktober. Soweit kam es nicht. Schon am nächsten Tage waren die Arbeiter damit beschäftigt, die Spuren von Mussolinis Zeitrechnung von den Häuserfassaden *zu* entfernen. Die Lokomotiven wurden von dem Reisigbündel befreit. Auf den Flugzeugen wurde es übermalt. Von den Geldscheinen verschwand es. Das mächtige Hoheitszeichen, das zwanzig Jahre eine Nation und viele umliegende Länder in Schrecken versetzt hatte, war plötzlich nur eine ganz gewöhnliche Rute, die dort verschwand, wo solche Ruten zu verschwinden pflegen – auf dem Kehrichthaufen.

Einige Tage, bevor ich Rom verliess, traf ich zufällig einen alten Freund. Er ist Oberst in der Reservearmee und hat ein Gut in Süditalien. Er hat viel mit Engländern verkehrt und liebt es, Englisch zu sprechen – ein ganz pittoreskes Englisch, da er weder ö noch th sagen kann und nur hin und wieder, mehr durch Zufall, hier und da ein h setzt. Ein Mädchen ist für ihn «a gel» und arbeiten, «to work», spricht er aus wie spazieren, «to walk». Es war lange her, dass wir uns gesehen hatten und wir beeilten uns, alte Erinnerungen auszutauschen. Dabei kamen wir natürlich auf Politik zu sprechen.

Der Oberst war der gehässigste Feind des Regimes, den ich bis dahin getroffen hatte. Er nannte es durchgehend «dose 'ounds». Er konnte nicht genug scharfe Worte finden für die Art, in der man Italien regiert hatte. Ich hörte zu und fragte ihn danach, wie er sich die Zukunft des Landes dächte. Glaubte er an ein parlamentarisches Italien?

Gleich wurde er weniger sicher. Ich fragte ihn, ob er sich der Parlamentswahlen von 1919 gleich nach dem Kriege erinnerte? Nein, die hatte er vergessen. Das hatte ich aber nicht, denn es waren die ersten – und auch die letzten, aber das konnte ich damals

nicht wissen – italienischen Wahlen, die ich gesehen hatte. Die Vorbereitungen geschahen «im Zeichen der Müdigkeit», wie man es zu nennen pflegt. Keiner hatte Lust, die Wahlversammlungen zu besuchen. Die Regierung befürchtete einen Wahlstreik. Und was tat sie da, um das Interesse zu stimulieren und die Parlamentsmüdigkeit zu bekämpfen?

Sie richtete Totalisatoren ein! Man eröffnete in allen Stadtteilen Kontore vom selben Typ wie Lotteriebüros, wo jeder nach Belieben auf seinen Parlamentskandidaten setzen konnte, entweder auf Gewinn oder Platz! Aber das half nicht. Die Wahlen, die allmählich doch stattfanden, gingen immer noch im Zeichen der Müdigkeit vor sich.

Glaubte mein Freund, dass ein solches Volk, welches durch zwanzig Jahre verlernt hatte, seinen Willen an den Wahlurnen auszudrücken, plötzlich erwachen sollte, voll von Liebe zum Parlamentarismus? Glaubte er, dass eine solche Liebe eventuell von fremden Bajonetten stimuliert werden könnte? Denn die Angelsachsen träumten ja von einem parlamentarischen Italien. Gedachten sie, vielleicht, die Unwilligen mit Gewalt an die Wahlurnen zu schleppen?

Der Oberst sagte:

«Ich 'offe nur eins. Ich 'offe nur, dass der Kommunismus nicht südlich von Neapel vordringt. Ich glaube auch nicht, dass er das tut», fügte er mit steigendem Optimismus hinzu. «Das Volk in meiner 'eimat... Die sind ru'ig und friedlich. Die passen nicht für den Kommunismus.»

«Glauben Sie also, dass der Kommunismus Aussicht hat, nach dem Fall des Faschismus das Spiel in Italien zu gewinnen?»



«Ja, das Pendel war zwanzig Jahre an der einen Seite festgebunden. Es schlägt nun zurück nach der anderen Seite. Das ist Naturgesetz.»

In diesem Buch ist viel berichtet worden von den Versündigungen des Faschismus. In der Theorie ist der Verfasser immer ein Freund der aufgeklärten Despotie als Staatsform gewesen, aber er sieht völlig die Schwierigkeit ein, aufgeklärte Despoten zu finden. Mancher behauptet, dass solche Figuren der Fabelwelt angehören, dass sie bestenfalls toleriert werden können als Galionsfiguren in Friedenszeiten, aber dass sie, sobald es wirklich Ernst gilt, ihre ganze Aufklärung verlieren und recht und schlecht Despoten werden. Man sagt, dass der Despotismus als Staatsform nur Roboter schaffen kann und keine harmonischen Menschen. Der freie und lebendige Geist des Volkes ist in einer Despotie wie eine Ansammlung von explosivem Stoff, welcher eines Tages die ganze Herrlichkeit in die Luft sprengt. Die Ordnung in einem solchen Staat ist nur die Ordnung in einem Zuchthaus. Und diese Ordnung wird nicht wegen des Volkes aufrechterhalten, sondern um das ganze Streben des Volkes einzustellen auf Ziele, für die es sich im Grunde nicht interessiert – und letzten Endes auf den Krieg!

All das ist möglicherweise wahr. Aber man kann fast ebenso viele Argumente gegen den Parlamentarismus anführen, nicht am wenigsten gegen die Art, wie er in den romanischen Ländern gehandhabt wurde. Dass er glückte in England, in der Schweiz und

in den skandinavischen Ländern, beweist ja nicht, dass er überall passt. Für manch anderen Parlamentarismus gelten die berühmten Worte: «Freiheit, welche Verbrechen wurden nicht in deinem Namen begangen!» Welche Monstren an Gerede, an schmutzigen Kombinationen, an Korruption und Heuchelei haben nicht geblüht im Schutze des Parlaments! Und – wenn es zu einer «ultima ratio» kommt – wie viele Kriege haben nicht gerade die Parlamente auf dem Gewissen! Auch die provozierten Kriege, wofür man die Despoten beschuldigt! Oder will jemand behaupten, dass der Opiumkrieg in China, der Burenkrieg und der amerikanisch-spanische Krieg 1898 weniger gemeine Unternehmen waren als der Krieg in Abessinien?

«Homo est animal sociale.» Stimmt das wirklich? Taugt der Mensch, Gemeinwesen und Staaten zu schaffen? Die Geschichte unserer Zeit hat keine überzeugende Antwort in positiver Richtung gegeben.

Aber das Leben muss gelebt werden! Und wenn nichts anderes die Menschen zwingen würde, sich an wechselnde Regierungsformen heranzutasten, dann würde die moderne, weltumspannende Technik es tun. Wie soll die Regierungsform sein in einem Lande, das wie Italien ein zwanzigjähriges Experiment mit einer Art von Despotie durchgemacht hat? Ist es, wie mein Freund, der Oberst, glaubte, verurteilt, einer anderen Art von Despotie zu verfallen? Soll der Bolschewismus das Haus des Faschismus gefegt, frei und sauber vorfinden und darin einziehen mit sieben bösen Geistern, die schlimmer sind als der Faschismus? Soll das Land zu allem anderen auch noch die Schrecken des Bürgerkrieges erleben? Soll es aus diesem Kriege hervorgehen als ein einziger Ruinenhaufen,

wo kommende Generationen suchen müssen nach dem, was einst Neapel, Rom oder Verona war?

All dies sind Fragen, auf die im Augenblick niemand antworten kann. Wer dieses Italien vom ersten Augenblick an mit einer nie verlöschenden Liebe geliebt hat, der kann nur ein heisses Gebet für Italiens Wohlfahrt zum Himmel schicken. Seine Gedanken wandern nach dem schimmernden Venedig, nach dem prächtigen Florenz und dem ewigen Rom, nach dem Lande, wo die halbnackten Bauern in der Sommerhitze arbeiten, nach den mächtigen wie eine Leier geschwungenen Hörnern der Ochsen, nach dem Spiel der Flöten in den Bergen, nach dem Duft von Thymian und Rosmarin, nach der grossen Mütterlichkeit der Frauen, die die Mütterlichkeit der «Magna Dea» ist, nach dem ranken Gang der jungen Mädchen unter Wäschekörben und Wasserkrügen, nach dem strahlenden Lächeln der armen Kinder, das ihnen durchs Leben folgt bis ans Grab. Er weiss, dass dieses Volk Mitleid verdient, denn es ist wie eine Herde Schafe, die einen Hirten sucht. Und er wünscht aus tiefstem Herzen, dass dieses schöne, arme Land mit der guten, fleissigen Bevölkerung vor den schlimmsten Schrecken bewahrt werden möge, und dass es allmählich eine Form für Zusammenleben und Regierung finden möge, die seinen gewaltigen Einsätzen in der Geschichte der Menschheit und der Kultur entspricht.